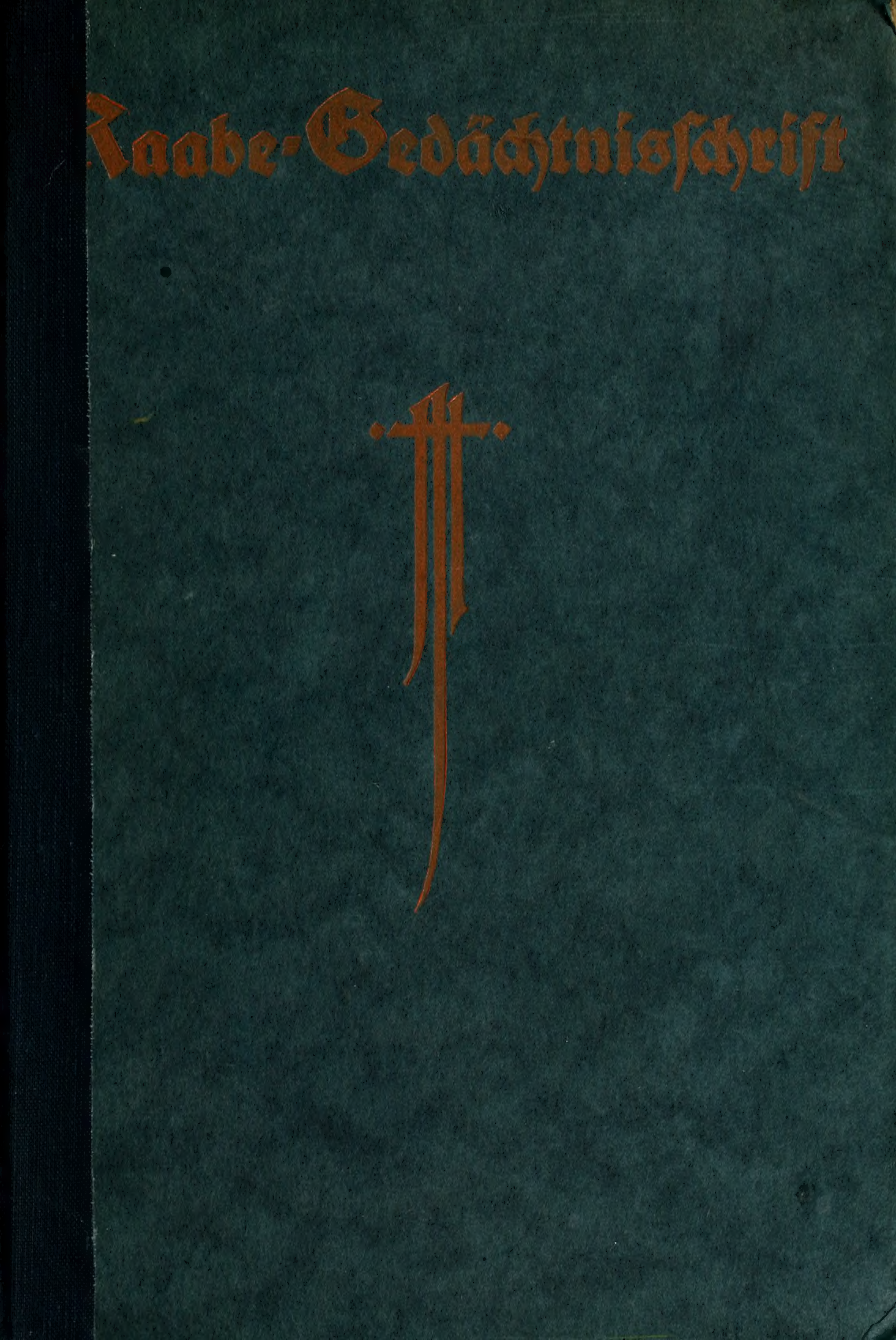
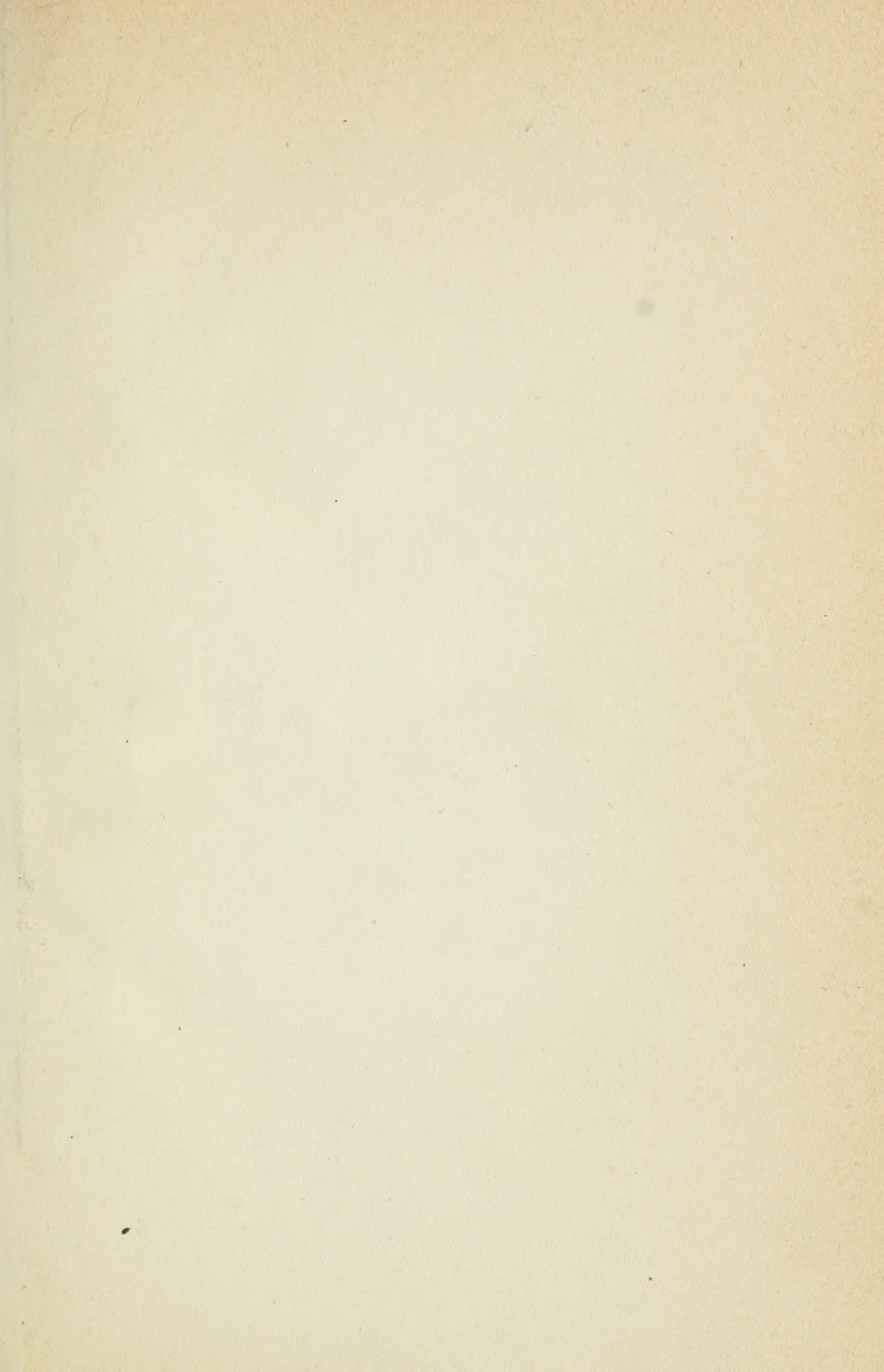
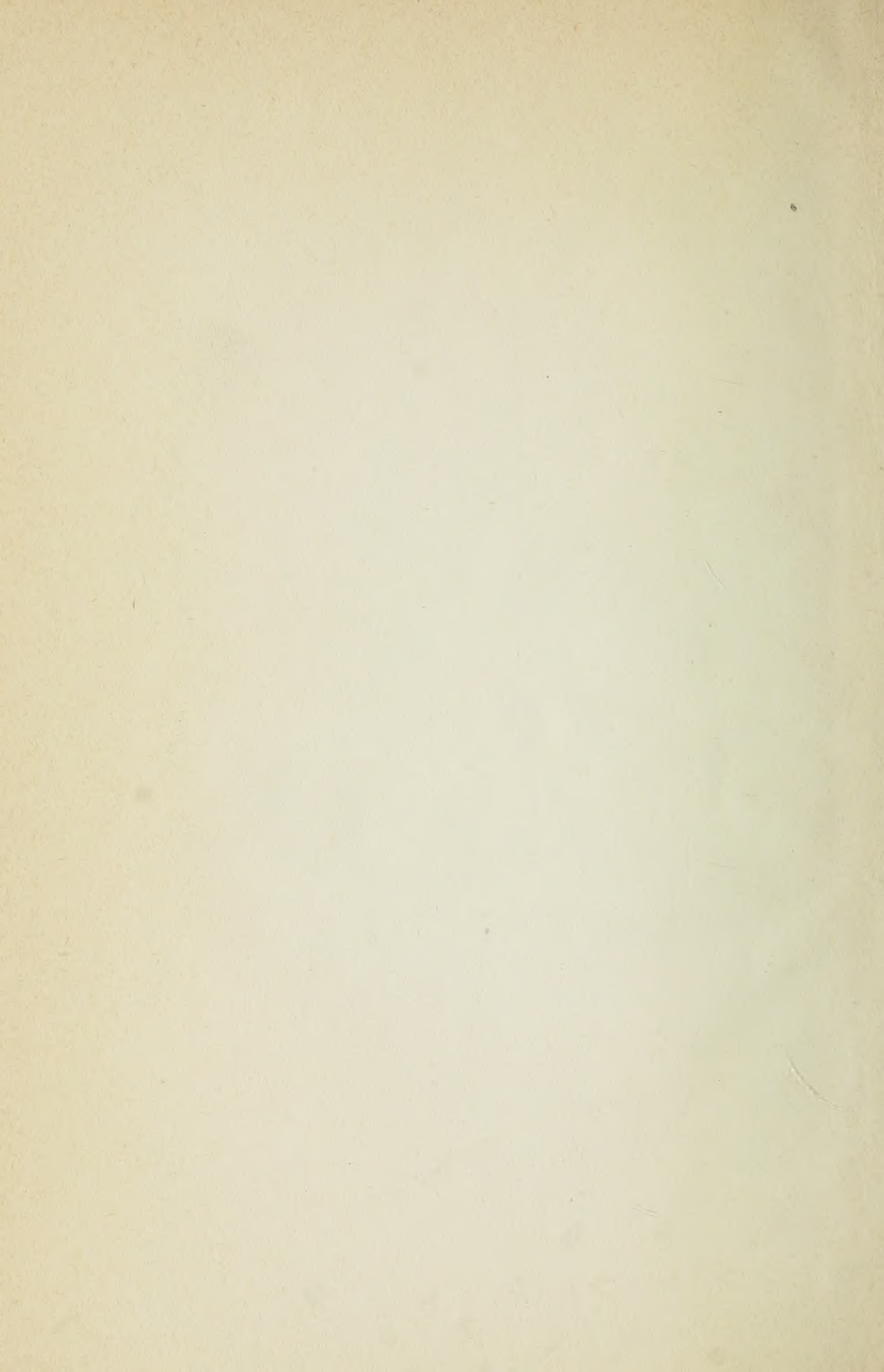
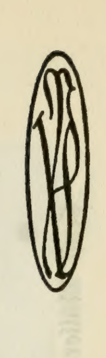

Raabe-Gedächtnisschrift











Ernst Müller-Braunschweig: Der Raabebrunnen in Hildesheim.

Raabe-Gedächtnisschrift

Herausgegeben von

Prof. Dr. Heinrich Goebel

Zweite Auflage

Erstes Sonderheft der „Xenien“-Monatsschrift für Literatur und Kunst
Im Xenien-Verlag zu Leipzig 1913.

 Gedruckt bei Ernst Hedrich
Nachfolger, G. m. b. H. in Leipzig

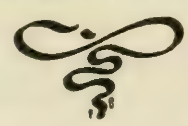
„DAS HOHE LIED DES LEBENS“

Abu Telfan S. 160 f.

„Es ist was Gewaltiges um den Gegensatz der Welt, und die zweiundneunzigste Nacht der arabischen Märchen weiß davon zu berichten. Wenn den König von Serendib auf seinem weißen Elephanten ausreitet, so ruft der vor ihm sitzende Hofmarschall von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: Dies ist der große Monarch, der mächtige und furchtbare Sultan von Indien, welcher größer ist als der große Salomo und der große Maharatschah waren! Worauf der hinter seiner Majestät hockende erste Kammerherr

ruft: Dieser große und mächtige Monarch muß sterben, muß sterben, muß sterben! Und der Chor des Volkes antwortet: Gelobt sei der, der da lebt und nie stirbt! Meine hochverehrten Herrschaften, es ist niemand auf Erden, wes Standes und Geschlechtes er auch sein möge, den diese drei Rufe nicht fort und fort auf seinem Wege von der Wiege bis zur Grube umtönen. Wohl dem, der seines Menschentums Kraft, Macht und Herrlichkeit kennt und fühlt durch alle Adern und Fibern des Leibes und der Seele! Wohl dem, der stark genug ist, sich nicht zu über-

heben, und ruhig genug, um zu jeder Stunde dem Nichts in die leeren Augenhöhlen blicken zu können! Wohl dem vor allen, dem jener letzte Ruf überall und immer der erste ist, welchem der ungeheure Lobgesang der Schöpfung an keiner Stelle und zu keiner Stunde ein sinnloses oder gar widerliches Rauschen ist und der aus jeder Not und jeder Verdunkelung die Hand aufrecken kann mit dem Schrei: Ich lebe! denn das Ganze lebt über mir und um mich!"



(Handschriftlich dargestellt von Baumann-Hildesheim.)



Inhalt.

Von Raabes Eigenart.

Von Heinrich Goebel.

Der Mann aus dem Tumurkielande, Leonhard Hagebucher, ist zehn Jahre lang im innersten Afrika in furchtbarer Sklaverei gewesen. Nur einen Tag lang hat er nach seiner abenteuerlichen Rückkehr das köstliche Glück genossen, wieder im heimatlichen Bumsdorf zu sein. Dann ist er in eine neue Gefangenschaft geraten: die philiströse Enge von Bumsdorf und Nippenburg. Der Familienrat und Tante Schnödler wollen dem Entgleisten eine kleine, aber solide Existenz als Ratsschreiber in Nippenburg verschaffen. Aber Leonhard, der mehr erlebt hat als Bumsdorf und Nippenburg zusammen, hat sich ihnen entzogen; und nachdem auch der rechenkundige Vater, der biedere Steuerinspektor, den Taugenichts zur Tür hinausgeworfen hat, ist der Afrikaner in die Residenz gegangen, um sich dort seinen eigenen Weg zu suchen. — Jetzt hält er vor einem auserlesenen Publikum einen Vortrag über seine Erlebnisse und Erfahrungen im Tumurkielande. Innerlich ist er ungebrochen, und mit einem unerschrockenen Wahrheitsmute und einer heiteren, leider Anstoß erregenden Unbefangenheit gibt er sein Innerstes in freiströmender Rede preis. Nach einer höchst interessanten Schilderung seiner wunderbaren Erlebnisse zieht er die Summe seiner Erfahrungen in jenen Worten zusammen, die wir an die Spitze unserer Raabe-Gedächtnisschrift gestellt und „das hohe Lied des Lebens" überschrieben haben.

Ein tiefer Spruch über das Leben. Dreimal gepriesen wird der, der in allen seinen Fibern und Adern den Wert seines Menschentums fühlt, der stark genug ist,

um der Sphinx des Lebens jederzeit in das kalte, unergründliche Auge sehen zu können, und der ruhig genug, um immer und überall, auch in der höchsten Not und Verdunkelung, den ungeheuren Lobgesang der Schöpfung zu vernehmen.

Dieser Spruch führt uns in die tiefste Eigenart Raabes ein. Es ist sein stärkstes Motiv, sein Grundthema in seinen besten Werken, die Überlegenheit einer starken Innerlichkeit über alle äußeren Anfechtungen, die Unerschütterlichkeit eines unüberwindlichen Herzens und die Unantastbarkeit eines reinen Gemütes darzustellen. Immer wieder gestaltet er d e n Menschen, dem das feindliche Schicksal nichts anzuhaben vermag, der sich mit einem freien Lachen von allen Widerwärtigkeiten und Grämlichkeiten des Tages zu befreien weiß, ja der mit heiterer Gelassenheit den Stürmen des Lebens tapfer entgegengeht. — Mit Recht wollte daher schon Konrad Koch in seinem vortrefflichen Aufsatz „Der Lebensmut und seine Vertreter in Wilhelm Raabes späteren Werken" (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1901), den reifsten Werken des Dichters das Wort: „Es lebe, wer sich tapfer hält", als Motto voransetzen.

Damit ist auch Raabes eigenartige Stellung zur Wirklichkeit gegeben. Wer die Welt bezwingen will, der muß sie genau kennen. Und nur der kann sich das höchste Gut, die innere Freiheit und Unabhängigkeit bewahren, der dreimal gegen alle Pfeile des Schicksals gewappnet ist; der trotz aller Not mit Leonhard Hagebucher ausrufen kann: Es ist eine Freude, in der Wirklichkeit zu leben, so viele scharfe Ecken, boshafte Haken und heimtückische verräterische Fallgruben sie auch haben mag.

Raabe ist Realist. Er hat einen ungemeinen Wirk-

lichkeitssinn und eine sehr scharfe Beobachtungsgabe. Tausendundein Gestalten hat er geschaffen (siehe unten den Essay von Josef Baß, S. 107), und sie sind alle von Fleisch und Blut. Er kennt alle Realitäten des Lebens und weicht ihnen niemals aus. Er stellt das Leben so dar, wie es ist, ohne jede Schminke oder schönfärbende Verschleierung; ja er sucht es mit Vorliebe da auf, wo es sich in seiner ganzen Schwere und Niedrigkeit zeigt. Oft führt er uns in die dumpfen, verseuchten Gelasse der Allerärmsten und Verlassensten, und mit festem Blick sieht er dem versteinernden Medusenantlitz furchtbarer Kriegs- und Pestzeiten ins Auge.

Aber Raabe ist Realist in höherem Sinne, als man gewöhnlich darunter versteht, und ohne daß damit sein literarischer Charakter erschöpfend bezeichnet würde. Nicht jede Wirklichkeit hat ihm gleichen Wert, er macht vielmehr sehr feine Unterschiede. Gar sehr unterscheidet er sich von dem kalten Beobachter, der die Gegebenheiten des Daseins mit einer fast wissenschaftlichen Genauigkeit zu zergliedern und ergründen sucht; und die Welt ist ihm niemals nur ein naturalistisches Ineinanderwirken von Kräften oder ein ästhetisches Spiel, das die Sinne angenehm beschäftigt. Wiederholt hat er selbst den Typus des rein ästhetischen Menschen mit treffender Ironie gezeichnet, so z. B. in der Gestalt des Dr. Albin Brokenkorb (Im alten Eisen). Dieser ist der beliebteste öffentliche Erzähler Berlins. Durch seine überaus glänzende Darstellungsgabe weiß er das erlesenste Publikum zu fesseln. Er hat im höchsten Maße die Fähigkeit, auch die feinsten Eindrücke der Außenwelt mit großer Schärfe in sich aufzunehmen und mit blendender Geistreichigkeit zu verarbeiten. Aber es sind nur Worte und Phrasen, ohne

wahren Gehalt, eitel Tagesliebedienerei. Als das Leben selbst den vielgefeierten Liebling der besten Gesellschaft Berlins, den besonders von den Damen angeschwärmten Schönredner auf die Probe stellt, macht er eine höchst jämmerliche und klägliche Figur.

Auch Raabe hat eine ungemein gesteigerte Eindrucksfähigkeit, aber daneben ein sehr feines Gefühl für den Wert der Dinge, eine starke ethische Begabung. Nicht nur mit den Sinnen und der Phantasie, sondern vor allem mit den feineren Organen des Herzens und des Gemüts erfaßt und erlebt er die Wirklichkeit. Und darum dringt er viel tiefer in ihren inneren Gehalt ein, als es je eine nur von außen herantretende, noch so feinsinnige psychologische Analyse oder noch so genaue Schilderung der äußeren Umstände vermag. Ja, er baut wohl nicht so sehr von außen nach innen, sondern wie es nach Richard Wagner die Art der Deutschen ist, von innen nach außen. Sein unbeirrbarer Drang nach Erkenntnis, sein Trieb, die Wirklichkeit auch in ihren geheimsten Schlupfwinkeln zu erforschen, wurzelt in einem tiefen Mitgefühl mit allem Menschlichen und in einer großen Liebe zu allem, was da lebt und webt. Nicht in eitler Wißbegierde oder noch schlimmer, um Sensation zu machen, stellt er die nackte Notdurft und die Lumpen der Elenden und Armen in ein unerbittlich helles Licht. Nur darum wählt er so häufig die allergemeinste und häßlichste Wirklichkeit, weil sich in ihr das Edelmenschliche, die weltüberlegene Innerlichkeit am herrlichsten offenbart, hier die tapfere Gelassenheit seiner Helden und sein Humor die stärkste Probe besteht. Dagegen lockt ihn das sinnlich verführerische, farbenprangende Leben der großen Welt mit seinen goldenen Schwingen, das soviel innere Leere und Lange-

weile birgt, an sich durchaus nicht; sondern nur als künstlerisches Gegenbild oder insoweit, als er auch hier einen tieferen Gehalt findet. „Die Welt hat einen Kern, sie hat einen süßen Kern, nur aber die Zunge oder was so sonst zu der gehört, hat nichts damit zu tun, darauf schmeckt man ihn nicht," schreibt die alte Dorette Kristeller an Phoebe (Unruhige Gäste), und sie hat diese Entdeckung erst jetzt gemacht, nachdem sie den aufopfernden Charakter ihrer jugendlichen Freundin erkannt hat. So mag auch für Raabe häufig die Freude, einen echten Menschen gefunden zu haben, das Grunderlebnis gewesen sein, der Keim, der sich von innen heraus zu einem Kunstwerk entfaltete. Mit aller Liebe spürt er den unter der schaumspritzenden, schillernden Oberfläche geheimnisvoll in der Tiefe rauschenden Strom des Lebens auf, den man nicht mit den groben, trügerischen Sinnen erfassen kann, und gerade da am liebsten, wo kein Senkblei bis auf den Grund hinabreicht; mit aller Leidenschaft sucht er den unsinnlichen und unsichtbaren, den süßen Kern der Dinge zu enthüllen, der so oft in der unansehnlichsten Schale steckt, tief vergraben unter dem Staub und Schmutz der Welt. Und Raabe besitzt auch die Kraft der auf das Ganze gerichteten Vernunft, den wahrhaft lebendigen Geist, der die tiefsten, verborgensten Zusammenhänge alles Geschehens erkennt. Darum wirkt auch die Schilderung des grausamsten Elends bei ihm niemals beengend und peinlich. Immer öffnet sich der Blick aus der dumpfen Enge ins Weite und Freie, in das räumlich und zeitlich Unbegrenzte, sei es in den tiefen Schacht der Erinnerung und in den Brunnen der Geschichte, auf dessen Grund sich alles Menschliche in wundervoller Klarheit spiegelt; sei es in die grüne, wildwachsende Natur oder in die Weite

des Alls hinauf zum Sternendom, empor zu den Idealen der Menschheit. Indem er die innere Größe seiner Helden nachweist, verliert die drohende Umwelt ihre Schrecken, und so befreit er auch den Leser von dem unsäglichen Drucke, mit dem das Leben gerade auf den müden Schultern der Ärmsten und Verwundbarsten unter den Mitbrüdern und Mitschwestern lastet.

Raabe sucht das Wesen und die Wahrheit, die Innenseite der Wirklichkeit zu ergründen, aber zugleich ist sein Blick auf die Außenseite gerichtet. „Sieh nach den Sternen, gib' acht auf die Gassen." Er blickt in die Ferne sowohl wie in die Nähe. Er stellt die Dinge dar wie sie erscheinen, aber zugleich macht er sie transparent; hinter dem täuschenden Flitterglanz sieht man ihr wahres Gesicht. Und nur selten stimmen die äußeren Konturen mit den inneren Linien der Wirklichkeit überein, oft herrscht der stärkste Gegensatz, die größte Dissonanz zwischen ihnen. Raabe beleuchtet die Dinge von verschiedenen Seiten, aber das Hauptlicht kommt von innen. Damit ändern sich ihre Werte. Was nur Schaum und Wellengekräusel der Oberfläche ist, verliert seinen sonst so verlockenden Schimmer; im reinsten Lichte dagegen erstrahlt das, was so oft wegen seiner äußeren Unscheinbarkeit übersehen oder mißachtet wird. Was nur der Zeit, dem Tag und der Stunde angehört und der Menge durch seine Aktualität und grobsinnliche Gegenwärtigkeit als das Allerrealste und Wichtigste erscheint, erweist sich als das Allervergänglichste und Flüchtigste.

Raabe stellt sich damit in bewußten Gegensatz zu der landläufigen Meinung, insbesondere zu dem Verstand der Verständigsten, die sich so klug und weise dünken und doch nur das zu schätzen wissen, was auf dem Markte

des Lebens im Kurse steht. Mit den echten Werten des Lebens, mit dem eigentlichen Wunder der Welt wissen sie nichts anzufangen. Manchem fällt wohl nach einer Stelle im „Schüdderump" (S. 302), ein wirkliches Königreich dieser Welt von ungefähr in die Hände; aber er weiß es von den nachgemachten, den unechten, den scheinbaren nicht zu unterscheiden. Nur die wenigsten sehen sich durch ihr feiner organisiertes Nervengeflecht veranlaßt, eine wirkliche Krone, die meist auch eine Dornenkrone ist, vor ihren Füßen vom Boden aufzuheben.

Der Weisheit der Welt stellt unser Dichter seine einfältige „Raabenweisheit" entgegen. Sie stellt die Dinge häufig auf den Kopf und betrachtet sie von der umgekehrten Seite: das Große und Vielbewunderte wird klein und gering, das Kleine groß und wahrhaft wunderbar. Die schlichtesten und die seltsamsten Dinge gehören zu den Hauptlieblichkeiten der Erde; eine echte, ungekünstelte, freiwachsende Natur, die herrlichen Torheiten der Jugend, die kostbaren Dummheiten der Unmündigen und Unverständigen, die ganz verrückten Schrullen der Narren und Sonderlinge. Im hellsten Sonnenschein aber, in goldgrünem und purpurnem Märchenlichte liegen die Wonne und die Abenteuer der Kindheit.

Raabe wirft selbst einmal in den „Alten Nestern" (durch den Mund seines Berichterstatters Dr. Fritz Langreuter, S. 25) die Frage auf, ob es das „rechte Licht" gewesen sei, das auf die Köpfe und Tage der vier gemeinsam auf dem verfallenden Schloß Werden in aller Ursprünglichkeit aufwachsenden Kinder fiel. Sie waren ein „schmuddeliges Volk", Flickwerk und Erdgerüche

trugen sie an sich und um sich, aber sie wuchsen auf inmitten einer üppig prangenden, wildwachsenden Natur, in höchster Ungebundenheit. Raabe beantwortet die Frage dahin, daß nur die auserwähltesten Geister darüber in seltenen Fällen ihre Meinung ausdrücken dürften. „Sie können dann wie der Maler der heiligen Nacht den Schein vom neugeborenen Erlöser in der Krippe ausgehn lassen; oder wie auf der Rubensschen Heuernte, die der alte Goethe seinem Eckermann entzückt vorweist, die Sonne von den Dingen zwei Schatten geradeweg einander entgegenwerfen lassen."

Mit diesem Lichte, das scheinbar nach der Verständigkeit der Welt gänzlich unnatürlich und falsch ist, läßt sich die Beleuchtung vergleichen, in die Raabe die Dinge rückt. Man sieht nicht, woher das Licht kommt; es hat scheinbar keine Quelle; und doch ist es da und oft wirklicher und realer als die hellste Mittagssonne. Denn es vermag seinen Schein auf die ganze Umwelt zu breiten und nicht selten auf ein ganzes Leben.

Ähnlich ist es mit der „Raabenweisheit" bestellt. Man hat häufiger bemerkt, daß die vielen „Sprüche" und Reflexionen des Dichters, die an sich dem Inhalt und der Form nach kleine Kunstwerke aphoristischer Weisheit sind, doch im Zusammenhang niemals störend auffallen, sondern nur die Stimmung des Ganzen tragen helfen. Und sie sind ja auch nichts anderes als der verstandesmäßige Ausdruck der Raabeschen Wertungsweise, und darum wie diese und überhaupt seine ganze Weltanschauung auf dem Grundgegensatz von Schein und Wesen, Schale und Kern aufgebaut. „Auch die allerniedrigsten Geister reden da oft das Richtige," heißt es in der oben zitierten Stelle der „Alten Nester" weiter,

„aber alle zwischen der Höhe und der Tiefe liegende Verständigkeit der Erde hält einfach und am besten den Mund und läßt sich bescheinen, schwitzt und ärgert sich, wenn es ihr zu heiß wird, und kriecht in die Sonne und lobt sie im Vorfrühling und Spätherbst oder im Winter usw." So gründet sich auch die „Rabenweisheit" auf die Aussprüche der höchsten Geister und auf die Meinung ursprünglicher, unverbildeter Leute, wie des Fischers Klaus in seiner Hütte an der Weser oder der alten Tante in ihrem Erkerstübchen u. a. Beim Tischlermeister Spörenwagen z. B. (Unruhige Gäste) kann man ein collegium philosophicum zu hören bekommen wie sonst von keinem Katheder der Welt, und nur höchst selten einmal auf der Landstraße. Oft zieht auch der Dichter Sprichwörter und Gemeinplätze, alte Volks- und Märchenweisheit, in seine Rede hinein, und daneben setzt er sich mit den erlauchtesten Geistern der Weltliteratur (vgl. dazu auch den Aufsatz von Anna Fierz auf Seite 176), die sich meist untereinander viel besser verstehen als mit ihren Zeitgenossen, in vertraulichem Gespräch auseinander. So ist Raabes Weisheit eine Mischung kraftvoller volkstümlicher Frische und höchster Wahrheit.

„Es ist etwas Gewaltiges um den Gegensatz der Welt," sagt Leonhard Hagebucher im „Abu Telfan", nachdem er dem erlesenen Publikum der Residenz einen grimmigen Ernst in einem heiteren Lichte gezeigt hat. Raabe liebt die Gegensätze, wie das Leben sie liebt, und er weiß sie künstlerisch zu verwerten. Je stärker sie sind, desto stärker und machtvoller auch die gemütvolle Stimmung, die aus ihrer Synthese entspringt. Aus ihnen erblüht der Humor, in dem seine zeit- und weltüber-

legene Innerlichkeit zum vollendetsten Ausdruck kommt. Denn dieser ist nichts anderes als eine Kraft des tiefergriffenen Gemüts, die es vermag, sich über allen Jammer der Welt und alle Widersprüche des Lebens zu erheben; ein edler Wille, der alle Gemeinheit und Schlechtigkeit der Welt tief unter sich sieht; der Sieg eines unüberwindlichen Herzens und der Überschuß von Freude und Lebensgefühl, von innigem Behagen an dem süßen Kerne der Wirklichkeit, das sich von hier aus der ganzen Welt mitteilt.

Der Humor Raabes vertieft darum seine Wertungsweise und Weltanschauung; er gibt erst den echten Werten des Lebens ihre volle Weihe und dem von innen kommenden Lichte den sieghaften erwärmenden Schein. Er hat vor allem seinen Anteil an dem Grundgegensatz der Raabeschen Kunst zwischen Oberfläche und Tiefe, Niedertracht und hoheitsvoller Gesinnung, Schale und Kern. Aber er überwindet zugleich diesen Gegensatz durch das strahlende Licht, das von dem süßen Kern der Welt ausgeht. Es verscheucht alle Gespenster und entzieht der Finsternis ihre dräuende Macht.

Wilhelm Brandes bezeichnet mit Recht die oben zitierten Worte vom süßen Kern der Welt, den man doch nicht mit der Zunge, oder was damit zusammenhängt, schmecken kann, als „die Quintessenz des Raabeschen wie jedes freien und befreienden Humors, die humoristische Theodicee“. In der Tat enthält ja auch der süße Kern der Raabeschen Welt alle die höheren und doch so schlichten Werte des Lebens, alle Wunder und Herrlichkeiten, die den Armen und Verlassenen ebenso leicht, ja viel leichter zugänglich sind als den Reichen und Mächtigen. Die wahren Menschen, die Raabe darstellt, sind

ganz erfüllt von diesem süßen Kerne; er gibt ihnen die Kraft, auch unter der stärksten Belastungsprobe, die das Schicksal ihnen auferlegt, „frei durchzugehen“, oder mit unerschütterlichem Heldenmut für die echten Werte des Lebens, die man nur mit einem reinen Herzen erfassen kann, in die Schanze zu treten.

Hier scheiden sich die Geister. Die Egoisten und Nützlichkeitsmenschen, die nur ihren eigenen Vorteil kennen, werden es nie verstehen, wie man sich für etwas einsetzen kann, das nichts einbringt; sie werden immer und ewig die reinen Idealisten auch für reine Toren halten und kopfschüttelnd über ihr Gehaben hohnlächeln. Immer werden sie z. B. vom Vetter Just Everstein — „Vetter“ im behaglichen altdeutschen Sinne — von jenem „lang aufgeschlodderten, wehleidig-verblüfft um sich stierenden großen Jungen“ mit den Leuten in und um den Steinhof sprechen „Düt is ’nen ganz verrückten Minschen“. Aber sie haben auch nie wie der Vetter von allen schönen und großartigen Dingen und Wesen der Welt gekostet, „haben nie zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahre an einem Julitage auf der Erde lang ausgestreckt gelegen und die Hände unter dem Hinterkopfe, sich die Sonne ins Maul scheinen lassen, wie die Redensart lautet. Sie haben nie die Großmutter am Winterofen erzählen hören und sie nachher auf dem Sterbebette gesehen; sie haben nie die Wellen rauschen hören, die Aphrodite gebaren; und auf das Rauschen und Leuchten der hellen Sommerkleider im Walde hinter ihnen haben sie auch wenig geachtet. Ihnen hat es, was die Gelehrten anbetrifft, nie imponiert, was die verrückten Kerle im Laufe der Jahrtausende alles möglich gemacht haben. Ganz umsonst

für sie ist Alexander von Mazedonien bis zum Indus vorgedrungen und hat sich von dem König Porus durch Heldenhaftigkeit gutwillig besiegen lassen. Heldenhaftigkeit ist nicht in ihnen; sie haben nie die Lebensbeschreibungen des Plutarch unter das Kopfkissen gelegt, oder die Kirschblüten im Garten auf sie niederfallen lassen." — Was für ein sonniger Prachtmensch aber wird aus dem unbeholfenen Vetter Just Everstein, der schon mit seinen neunzehn Jahren „Heldenhaftigkeit, und somit die Sonne, das Geheimnis und Wunder der Erde, das Weib und die Wissenschaft" in sich barg. (Alte Nester.)

An äußeren Erfolgen freilich können sich die Raabeschen Menschen nicht mit den Kindern der Welt messen. Diese gehört den klugrechnenden Verstandesmenschen, die nur ihr eigenes Ich kennen, den korrekten Durchschnittsnaturen, die nur die ausgetretenen, geebneten Pfade gehen und brav alle Examina bestehen, den ehrgeizigen, kaltherzigen Strebern, die niemals durch einen starken inneren Drang oder die Gaukelbilder einer lebhaften Phantasie in ihrem Wohlbefinden gestört werden. Manche gute Seite gewinnt ihnen der Dichter ab; nicht selten aber haben sie das Beste, jede harmlose Lebensfreude und das ursprüngliche Naturgefühl in sich erstickt, wie der Pfarrer Prudens Hahnemeyer (Unruhige Gäste), mit seinem bitteren und wilden Herzen, „zu dem niemand spricht, vor dem niemand weint und lacht, ohne daß der Ton erlischt wie ein glühend Eisen in einem Meer von Galle".

Nur die brutalen, gewissenlosen Egoisten, die rücksichtslos die Schwächeren niedertreten, werden oft von Raabe mit bitterer Ironie und Satire gezeichnet, und man hat bemerkt, daß er nur für eine einzige seiner un-

zähligen Figuren kein entschuldigendes Wort hat, für Pinnemann. (Drei Federn.) Dieser ist wie in einem eiskalten Spiegel von scharf geschliffenem Stahl gesehen. Pinnemann, der uns auf Schritt und Tritt begleitet, der überall dabei ist und das große Wort hat, auf der Gasse, im Theater, im Konzertsaal, Pinnemann, der typische Vertreter der niedrigen Gemeinheit und Genußgier. „Da sitzt er so glatt rasiert und frisiert, so gemein vergnügt, so hohl und nußknackerhaft, mit Ringen und Ketten und Busennadel, mit dem unanständigen Elfenbeingriff eines zierlichen Stöckchens um die Lippen, bestens konserviert . . .“, „ein verneinender Geist und noch dazu ein roher, ungebildeter, alberner,“ voll versteckter Böswilligkeit mit seinem impotenten „Geifern der Niedrigkeit gegen das Wahre und Schöne, gegen jede Hoffnungs- und Opferlust“.

Verwandt dem Typus Pinnemann sind viele Schurken und Halunken bei Raabe. Sie haben gleichfalls ein wohlgepflegtes elegantes Äußere, ein feines weltmännisches Betragen. Auf die Masse, die sich durch den Schein blenden läßt, haben sie immer den größten Einfluß. Alle Türen öffnen sich ihnen, alle Güter dieser Welt, Ehre, Macht und Reichtum, werden ihnen zuteil. Ihrem Handeln wissen sie die edelsten Motive unterzulegen, gern reden sie von ihren herzlichen Gefühlen und „in bescheidener Weise“ von ihren großen Verdiensten. Der Edle Dietrich Häußer von Haußenbleib, der ehemalige Krodebecker Barbier, verbreitet schon von weitem einen süßen Wohlgeruch um sich und weiß alle seine früheren Landsleute durch seine ungemein unterhaltende, etwas salbungsvolle Beredsamkeit gehörig einzuseifen. (Schüdderump.) Auch der kaiserlich brasilianische Oberst

Dom Agostin Agonista gewinnt alle durch seine herzliche Jovialität, in jedem Blick und jedem Wort begegnet man dem niederträchtigen Halunken mit scheuem Respekt. (Zum wilden Mann.)

Die Verantwortung dafür, daß derartig gemeine Naturen immer obenauf schwimmen und daß es ihnen so außerordentlich gut geht, haben nicht so sehr sie selbst, sondern die große Menge der Erfolganbeter, auf die immer Orden und Titel, Geld und äußere Lebensstellung den größten Eindruck machen. Es sind die engherzigen Gewohnheits- und Alltagsmenschen, die vielberufenen „Philister" Raabes, die darum die schlimmsten Feinde aller edleren und feineren Naturen sind. Jedem tieferen Gefühl, jedem höheren Schwung der Phantasie, jeder inneren Überlegenheit stehen sie feindlich gegenüber, weil es ihr eigenes liebes Ich, das sie im Mittelpunkt der Welt zu sehen gewohnt sind, in den Schatten zu stellen droht. „Dummes Zeug! Das ist das große Wort, mit welchem sich die Mittelmäßigkeit, das Philistertum, am leichtesten und liebsten gegen alles Höhere, das imponierend Unbequeme, zu wappnen pflegt." Wie sehr imponiert ihnen dagegen der äußere Schein. Es braucht nur „Knackstert Witwe und Sohn", der Vertreter der großen Hamburger Firma, in die Wirtsstube zu Paddenau zu treten, von nichts Notiz zu nehmen, den ganzen Abend groß und gediegen zu blicken — und man sieht in ihm einen ungemein anständigen Menschen und einen Gast, wie er schon lange ersehnt worden ist. (Der Dräumling.) Aber Raabe erkennt auch, daß manche ehrbare Tüchtigkeit in den Philistern steckt. Nach dem berühmten Worte im „Abu Telfan" zieht der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philisterium und bedarf immer

wieder, um nicht von dem Riesen, dem Gedanken, erdrückt zu werden, der Berührung mit dem Boden, aus dem er erwachsen ist. Daher stehen die Philister bei Raabe nicht an letzter Stelle; sie bilden für ihn eine stete Quelle herzlichster Belustigung und heiterster Laune. „Es lebe Nippenburg und Bumsdorf! der Bierkrug und die Kaffeekanne, der Strickstrumpf und das Tintenfaß!"

Und nun die Helden Raabes, in deren Wesen sich die tiefste Eigenart des Dichters zu erkennen gibt. Es sind die „wahren Menschen", die zugleich immer die seltensten sind. Vor ihnen hat er die größte Ehrerbietung; sie sind das größte Wunder der Welt, das er mit ehrfürchtigem Staunen betrachtet. Mit innigem Behagen und herzlichster Freude, der eigentlichen Quelle seines Humors, begleitet er sie Schritt für Schritt oder auch in einer sehr ernsten, der gemütvollen Betrachtungsweise wesensverwandten Stimmung tiefer Ergriffenheit. Denn beide beruhen auf dem großen Gegensatz der Welt.

Dabei bleibt Raabe immer gerecht. Seine Lieblinge sind keineswegs Mustermenschen, sondern ganze Menschen in aller Unvollkommenheit. Er sieht sehr wohl alle Schwächen und Wunderlichkeiten, hinter denen sich ihr süßer Kern verbirgt. Und im Leben geht es ihnen oft herzlich schlecht; gerade die feineren und tieferen Naturen scheitern häufig an dem plumpen Widerstand der Welt.

Aber innerlich sind sie Sieger. Der unsichtbare Reichtum des Herzens, einige lichte erhabene Gedanken voll aufopfernder Hingabe, ein Stück sonniges Traumland der Phantasie heben sie über alle Not des Tages und der Stunde hinweg und entschädigen sie reichlich für alle äußeren Mißerfolge, ja erfüllen sie trotz aller äußeren

Stürme mit der größten inneren Gelassenheit oder todesmutigen Tapferkeit. Es sind die echten Lebenskämpfer, die, einem starken inneren Drange folgend, einsam ihren eigenen, selbstgewählten Weg gehen, unbekümmert um den Hohn und Spott der Welt.

Und zugleich sind es die echten Lebenskünstler, die wahrhaft unabhängig und frei, selbstherrlich ihr Leben gestalten und darum nach dem altdeutschen Ausdruck ein „Wunschleben" führen. „Frei durchgehen! ist das nicht das größte Wort, das in diesem in Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Jawohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde; wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch? . . . ." — Die Raabeschen Menschen überwinden die Welt mit einem freien Lachen, das nicht an sich selber denkt. Heldenhaftigkeit ist in ihnen und die Sonne, die Liebe. Innerlich gebieten sie über Leben und Tod. Gerne setzen sie ihr ganzes Leben an ein hohes Ziel und nehmen freiwillig die äußerste Schmach und Erniedrigung auf sich, um es zu erreichen, wie „Stopfkuchen"; aber sie können es auch in grimmem Humor selbst zerstören, wenn es ihnen unwert dünkt, wie Velten Andres. (Akten des Vogelsangs.)

Wie schlicht und unansehnlich, wie wehrlos sind oft diese Lieblinge Raabes: alte, kümmerliche Frauen mit verwitterten Gesichtern, denen das gütige Schicksal noch ein großes Liebeswerk in die greisen, zitternden Hände legt; Lebensveteranen und Invaliden des harten Daseinskampfes mit zerschundenen, ja verstümmelten Gliedern, die doch den echten Lebensmut nicht verloren haben;

arme Kinder, die inmitten der Großstadt mehrere Tage an der Leiche der Mutter allein gelassen sind und doch tapfer aushalten, weil die Mutter es ihnen anbefohlen hat; verstoßene, gehetzte Menschen jeder Art, die doch trotz der höchsten Not sich selbst treu bleiben oder nur für andere und in anderen leben; sie alle gewinnen durch ihre schlichte innere Größe eine Vornehmheit und einen Adel, der höher steht als aller Adel, den die Welt verleihen kann. Ein Heldentum, von dem sie selbst am wenigsten wissen, zeichnet sie aus und webt einen Glorienschein von strahlendem Licht um ihre bleichen Stirnen.

Für ihre stille, bescheidene Art ist kaum ein Wort bezeichnender als die Eingangsstelle zu den „Alten Nestern": „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei ... Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird, in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit." Auf leisen Sohlen wandelt bei Raabe die echte Schönheit; es ist jene Art dichterischer Schönheit, die nicht auf einmal unsere Sinne berauscht und unser Herz im Sturm erobert, auf die Dauer aber leicht Überdruß erregt, sondern jene langsam und unbemerkt in uns eindringende, die aber, hat sie einmal von uns Besitz genommen, uns nie wieder losläßt. Sie ist untrennbar mit dem Edelmenschlichen, dem süßen Kern der Welt, verbunden und leuchtet in allen Werken Raabes aus unzähligen kleinen Zügen hervor. Wie kleidet es z. B. den Vetter Just Everstein, den großen unbeholfenen Jungen von noch nicht zwanzig Jahren, als er sich wegen des Miniaturabgusses der mediceischen Venus, die sich freilich in seiner niedrigen

Bauernstube auf dem großen Ofen gar seltsam ausnimmt, zu rechtfertigen gezwungen ist: „Es braucht ja keiner 's anzugucken, wenn er nicht mag; — ich habe mein Geld dafür gegeben, Fritz. Sieh' mal, ihr andern und dann alle berühmten Menschen in der Welt habt nur das vor uns voraus, daß ihr euch vor dergleichen nicht fürchtet und schämt. Guck mal, mir geht es noch schwer ab, daß ich darüber rede, und ich täte es auch ganz gewiß nicht, wenn du nicht auch mit den anderen deine schlechten Witze darüber gemacht hättest. Laß mir aber nur mal einer einen mit dem Besenstiel dran rühren! Dafür hat die weiße Gipsmadam doch zuviel gekostet!“

Welch ein Prachtmensch ist der Verse skandierende Rektor Gustav Fischarth, dem man allein schon wegen seines herzerfrischenden Lachens gut sein muß. Er hat im Jahre 1859 die undankbare Aufgabe übernommen, auch in dem kleinen Sumpfstädtchen Paddenau die Feier von Schillers hundertstem Geburtstag, die damals ganz Deutschland bewegte, in Szene zu setzen, und mit einem wahren todesverachtenden Idealismus kämpft er für Schiller gegen den boshaft passiven Widerstand der Philister des Ortes und gegen die kleinliche Beschränktheit des Ränke spinnenden Großhändlers „Knackstert Witwe und Sohn“. — Der große Tag ist gekommen. Gehetzt von der hundsgemeinen, niederträchtigen Bosheit ist er nahe am Verzweifeln; aber nur ein Blick auf die Kolossalbüste des Dichters, die auf dem Marktplatz aufgerichtet ist, hebt ihn wieder empor. „Einmal und nicht wieder!“ sagt er zu ihr emporsehend, aber gleich darauf: „Und doch wieder, so oft du willst, hoher Freund und Meister!“ — (Der Dräumling).

Seht da den Magister Noah Buchius! (Das Odfeld).

Dreißig Jahre hat er auf der hohen Schule zu Kloster Amelungsborn seinen mühevollen Dienst getan, immer als gutmütiger Simplex verlacht und gehänselt, der Sündenbock und Komikus der Schule, die Zielscheibe des Witzes für Kollegen und Schüler. Und bei dem Umzug der Schule nach Holzminden ist er wie das unnützeste, überflüssigste Stück Hausrat in seiner armseligen alten Mönchszelle zurückgelassen und auf ein wahrhaft kümmerliches Altenteil bei dem harten Klosteramtmann gesetzt worden. Aber auch in ihm steckt tief verborgen die adelige Schönheit des unbewußten Heldentums. Als sich am 5. November 1761 die Schlacht zwischen dem Herzog Ferdinand und den Franzosen auf dem nahegelegenen Odfeld zusammenzieht und französische Marodeure in das Kloster einbrechen, da wartet er sein Schicksal in seiner entlegenen Zelle nicht ab, da geht er ihm mutig entgegen, in Sorge um seinen „besten und böseften Plagegeist", den Junker Thedel von Münchhausen, gewappnet und gestärkt durch die tägliche erfreuliche Beschäftigung mit dem Altertum, des Boethius consolatio philosophiae in der einen hinteren Rocktasche. Und das Schicksal nimmt den schwächlichen Greis am Schopfe und zaust ihn mitten im Schlacht- und Todesgewühl furchtbar hin und her. Aber der Magister hält aus, stärker als die andern Flüchtlinge des Klosters, die sich um ihn gesammelt haben, wahrlich nicht der kleinste Held des Tages, vollständig entrückt dem augenblicklichen Gedränge und jeglichem Tumult dieser Erde, wie in einem Taumel begeisterter Trunkenheit darüber, daß er ein großes Stück Weltgeschichte miterleben darf. Und als er gar seinem großen und guten Herzog Ferdinand, der auch aus seinem Nest Bevern stammt, dem Sieger von

Krefeld und Minden, vorgeführt wird und nach seinen Wünschen gefragt wird, da hat er in seiner kindlich reinen Seele nichts, aber auch gar nichts für sich selber zu wünschen, um so mehr aber gute, ermunternde Worte für seinen großen gütigen Landsmann, die diesem gerade not tun. Und da beugt sich der geplagte Herzog von seinem Pferde herab, voll Bewunderung für diesen Menschen, reicht ihm die Rechte und schüttelt die nasse, hagere, verklamte Schulmeister- und Freundeshand.

Und nun noch ein Beispiel: Die schlichte, jugendliche Phoebe Hahnemeyer, die freiwillig ihrem Bruder, dem Pastor Prudens Hahnemeyer, in der ärmlichen, entlegenen harzer Dorfpfarre beim Gemeindedienst hilft. Nur ein ganz großer Künstler kann eine so zarte, verschwiegene Frauengestalt von einer ganz einzigen seelischen Hoheit und Lieblichkeit schaffen mit ihrem großen, heiteren und mutigen Herzen, das doch nur selten auf ihr tief ernsthaftes Gesicht ein feines Lächeln hervorzaubert. Wieviel Leiden muß sie schon durchgemacht haben, daß sie so todessicher die unheimliche Schwelle der Köthe übertreten kann, in der die von ihr gepflegte Frau des „Dorfräkels" an Flecktyphus stirbt. Der Freiherr von Bielow, Professor der Staatswissenschaften, der auf kurzen Besuch bei ihrem Bruder im Dorfe weilt, ist von Bewunderung für sie erfüllt und durch eine wunderbare Verkettung von Umständen macht er sich, um ihr bei ihrem Liebeswerk zu helfen, in einem Moment schöner Hingerissenheit — zu ihrem dereinstigen Grabnachbarn. Hier ist sehr fein der Unterschied zwischen der ruhelosen Zeitlichkeit, dem glänzenden Tagesleben und der erhabenen inneren Ruhe, dem zeitlosen Frieden gezeichnet. Auch der überaus weltgewandte Professor hat ein mu-

tiges, heiteres Herz, einen kühnen Lebensmut. Und doch geht auch er „mit der Stunde". Kaum hat er den Bannkreis Phoebes und ihres Friedens verlassen, da hat ihn die Weltlichkeit wieder mit tausend lockenden Armen. Tief bereut er seine Gebundenheit nach dem Tode; sie erfüllt ihn mit steter innerer Unruhe und macht sein späteres Leben zu einer Lüge. Was gibt aber der armen, grausam im Stich gelassenen Phoebe, die ihm ihr reines Vertrauen geschenkt hat, die Kraft, auch dies zu ertragen, ja seiner nur mit tiefem Mitgefühl zu gedenken und ihn, als er schwer erkrankt, mit aufopfernder Hingabe zu pflegen? Bei ihren Kindern in Halah, in Schmerzhausen ist sie in ihren Gedanken, bei den idiotischen Kindern, die sie früher gepflegt hat und die nicht von ihr lassen wollten, als sie zu ihrem Bruder ging, „und eben lächelt sie und spricht leise: daß mir keines den Reigen stört, sonst muß ich böse werden", sie, die einzig Ruhige unter all den unruhigen Gästen. (Unruhige Gäste.)

Es kann hier nur noch angedeutet werden, wie Raabes bewundernswerte Technik in seinen reifen Werken seine innere Eigenart zum vollendeten Ausdruck bringt. Das Tiefste, Letzte und Geheimste wird nur ganz zart und diskret behandelt. Gerade die oft wunderliche Verschämtheit der Raabeschen Menschen und ihre tiefe Verschwiegenheit, die einen großen Teil ihrer Charakterschönheit ausmacht, wird auch vom Dichter mit allen Reizen reiner, unantastbarer Keuschheit dargestellt. Ihre starken Gefühle, die sie so scheu verhüllen, müssen oft von dem feinfühligen Leser aus einem Blick, einer unbewußten Geste, einem notgedrungenen stammelnden Wort erraten werden. So ist in den „Akten des Vogelsangs" niemals von Liebe die Rede, obwohl der gefühlsweiche

Held des Romans, Velten Andres, der tapferste und närrischste der Menschen, sein ganzes Herz an seine Jugendgespielin Helene Trotzendorf gehängt hat und sie allein die belebende Sonne seines Daseins ist. Ebenso wird die Art der reinen Neigung, die Phoebe dem Professor entgegenbringt, der nur störend in ihren Kreis eingetreten ist, durch kein Wort näher bestimmt. Es wird nur gesagt, daß sie einen sehr schweren Kampf zu bestehen gehabt hat, und man sieht einmal, daß sie geweint hat.

Doch genug. Der Verfasser ist sich bewußt, nur einen unvollkommenen Beitrag zu dem unerschöpflichen Thema von der Eigenart Raabes gegeben zu haben. Dennoch glaubt er sich berechtigt, zum Schluß ein persönliches Bekenntnis zu wagen: Raabe ist ihm der Dichter, der ihm vor allen andern heute berufen zu sein scheint, ein großer Erzieher des deutschen Volkes zu werden, wie nur die edelsten Geister der Nation, neben Goethe und Schiller, Kant, Fichte und wenigen anderen, der wie sie ein ewiges, unvergängliches Denkmal verdient im Herzen des deutschen Volkes.

Zwei Gedichte von Wilhelm Raabe.

(Das erste geschrieben am 13. August 1860, nur gedruckt in der Novelle „Auf dunkelm Grunde“ in „Westermanns Monatsheften“, Juli 1861; das andere geschrieben am 2. Juli 1870, zuerst gedruckt im Eckart, September 1907.)

Vorüber.

Nun ist es vorüber,
Nun ist es geschehn,
Die Donner verrollen,
Die Wolken verwehn.

Es leuchtet, es blitzet
Die Wiese, der Wald.
Was eben noch dunkel,
Wie hellt's sich so bald!

Nun ist es geschehen,
Nun ist es getan;
Es war ja ein Traum nur,
Es war nur ein Wahn!

Vom Zweige es träufet,
Die Wimper ab auch;
Wie funkeln die Tropfen
Am Blättlein und Aug'!

Wie leuchtet die Sonne
Mit glänzendem Schein,
Über Berg, über Tal
Ins Herz mir hinein!

Abschied von Stuttgart.

Einmal sah er noch vom Wagen
Auf der Freunde Kreis zurück,
Und der Glanz von Jahr und Tagen
Drängte sich in einen Blick.

Aus der Ferne welch ein Klingen,
Aus der Nähe welch ein Klang!
Und im Rauschen mächt'ger Schwingen
Wird dem Wandrer fremd und bang.

Horch, ein Rufen von den Hügeln, —
Und ein Winken aus dem Tal!
Ziehst du fort auf eignen Flügeln?
Ist's dein Schicksal? Deine Wahl? —

Sieh, da kommt's von allen Seiten,
Lang vergessen, neu belebt,
Grüßend im Vorübergleiten
Licht und Dunkelheit verwebt;

Winterschnee und Blütenbäume,
Lust'ger Weg durch Feld und Hain,
Lebensnot und Dichterträume,
Klug Gespräch bei Lampenschein!

Und die trauten Stimmen sagen:
Weißt du noch?.. O denke dran!
Alles mußt du mit dir tragen,
Was dich hierher binden kann!

Über deinem Haupte Schwingen;
Aber Blei an deinem Fuß!
Stets in deinen Norden dringen
Wird des Südens warmer Gruß! —

Und vom Wagen in die Runde
Reicht der Freund jetzt still die Hand;
Leuchten wird in ferner Stunde,
Was im Augenblick verschwand!

Wilhelm Raabe und die Kleiderseller*).

Von Wilhelm Brandes (Wolfenbüttel).

I.

Wo immer in diesen letzten Jahrzehnten, zumal seit den Jubiläumstagen von 1901 und 1906, von Wilhelm Raabe, seinem Leben und Wesen in seiner alten Stadt Braunschweig berichtet ist in Schrift und Druck, da hat wohl selten die Bemerkung gefehlt, daß er seine abendliche Erholung in dem Kreise der „Kleiderseller" zu suchen pflege. Und je nach dem Wissen und der persönlichen Erfahrung des Erzählers erhielt dabei der Kreis sein schmückendes Beiwort, als etwa der „fröhliche" oder der „wunderbare" oder der „getreue" oder auch der „trunkfeste". Jede dieser Bezeichnungen und einige dergleichen mehr stimmen zur Sache; die Kleiderseller selbst aber benennen sich seit lange mit dem schönen Charakteristikum der „ehrlichen", und diesem Selbstruhmestitel gemäß will im folgenden einer, der länger als ein Vierteljahrhundert zu ihnen gehört, von der Vereinigung Bericht geben und von dem, was Wilhelm Raabe wirklich darin gesucht und gefunden hat.

Ein phantasiebegabtes und philologisch geschultes Mitglied der Gemeinde hat einst in ihrem Auftrage eine Urgeschichte der Kleiderseller geschrieben und darin ihren Ursprung bis tief ins hellenische Altertum zurückverfolgt. Da sind die „Seller", wie der gekürzte Name lautet, mit dem sie sich mund- und versgerecht zu nennen lieben, nichts anderes und nichts geringeres, als die Nachfahren jener *Σελλοὶ ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι,* die nach Homer in

*) Diese Abhandlung ist im 1. Jahrgang des „Eckart" September 1907 erschienen; das Heft ist vergriffen.

3*

grauer Vorzeit das uralte Zeusheiligtum von Dodona umwohnten und als ὑποφῆται des Gottes aus dem Wipfelrauschen seiner Eichen sich und den andern seinen Willen in Gegenwart und Zukunft deuteten. Der Historiker knüpft daran manche feine und tiefsinnige Betrachtung über das Fortleben dieser Beschäftigung und jener eigentümlichen Gewohnheiten bis auf unsere Zeit und weiß auch sonst allerhand erstaunliche Übereinstimmungen zwischen Ahnen und Enkeln ausfindig zu machen, wie nur je ein Mann, der seinen Familienstammbaum mit kühnen Konstruktionen auf Moses oder Wittekind zurückführt. Allein die oben belobte Ehrlichkeit zwingt uns, von dieser schönen Phantasie rund drittehalbtausend Jahre abzuziehen und die Anfänge der Kleiderseller zu Braunschweig auf das Jahr 1859 zu verschieben.

Damals nämlich besann sich die gute Stadt darauf, daß sie nach gern und gläubig angenommener Überlieferung demnächst auf ein tausendjähriges Bestehen zurückblicken könne. Sie rüstete also für 1861 eine großartige „Jubelfeier“ und erkannte in der Vorbereitung und noch mehr in der Stimmung des stolzen Festes selber die Ehrenpflicht, die Denkmäler und Überbleibsel ihrer Vergangenheit zu bleibendem Gedächtnis zu sammeln. Urkunden und Chroniken wurden zusammengetragen und mit ihrer Veröffentlichung begonnen; zugleich aber gab ein eifriger Lokalpatriot und fleißiger Schöngeist, der wackere Dr. Karl Schiller — derselbe, dessen langjährigen Bemühungen man das Rietschelsche Lessingdenkmal verdankt — die Anregung, ein städtisches Museum zu schaffen. Er gründete zu diesem Zwecke eine zwanglose Vereinigung Gleichgesinnter, die es sich zur Aufgabe machten, Kunst- und Kulturdokumente der heimischen Vergangen-

heit, Bilder, Münzen, Schriften, Geräte aller Art in öffentlichem und privatem Besitz aufzuspüren und, wenn nötig, für Geld, meist aber für gute Worte zu erwerben, was in jener unhistorischen und gegen solchen „Kram und Trödel“ gleichgültigen Zeit ohne Schwierigkeit geschah. Die so gesammelten Schätze füllen heute die weiten Räume eines prächtigen Neubaues und gehören zu den wirklichen Sehenswürdigkeiten der Welfenstadt. Weil aber jedes Ding einen Namen haben will und die Sammler bei ihrer Tätigkeit den Trödlern ins Handwerk zu pfuschen schienen, so nannte man sie scherzweise und nannten sie sich selber mit dem Namen, den damals in Braunschweig und wohl auch sonst in Niedersachsen die Althändler führten, „Kleiderseller“ — von demselben Wort, das auch im Englischen to sell und in Zusammensetzungen wie bookseller noch erhalten ist. Die wirklichen Althändler erfuhren von der Konkurrenz zuerst, als Schiller durch ein Inserat in den „Anzeigen“ eine Versammlung der „Kleiderseller zu Braunschweig“ auf den und den Tag im Restaurant zum „Gieseler“ anberaumte. An diesem Tage sollen dann die echten und die falschen Trödler zu beiderseitiger Verwunderung einander gegenübergesessen haben, bis die zünftigen den „ehrlichen“ brummend das Feld räumten.

Bis in den Anfang der siebziger Jahre behielt der Kreis seine ursprüngliche, nur auf das allgemeine Interesse an Stadt- und Landesgeschichte erweiterte Bestimmung und Bedeutung. Er war damals sehr zahlreich, und ich erinnere mich noch aus meiner Primanerzeit um 1870, daß die ehrwürdige Versammlung an ihren Nachmittagen den langen Saal jenes Lokals an langer Tafel füllte. Bald danach aber geriet sie in Abnahme: führende

Männer starben daraus hinweg, andere zogen fort, wie Wilhelm Roßmann nach Dresden, die streng historisch Gerichteten aber fanden in dem neuen Zweigverein des Harzgeschichtsvereins eine Stätte, auch in Schrift und Druck zu wirken, und so blieb schließlich nur eine engere Gruppe zusammen, die allgemach ganz andere Ziele verfolgte und den alten Namen mit neuem Sinn erfüllte. Als ich im Winter 1881 zum erstenmal die Gesellschaft aufsuchte, saßen wir selbfünft in einer stillen Ecke des „Gieselers", und die Stunde, in der man kam und ging, war eine erheblich spätere geworden. Unter den vier Männern aber, die diesmal den alten Namen vertraten, saß der, um deswillen ich gekommen war, W i l h e l m R a a b e.

Bald nachdem er im Sommer 1870 in die Heimat zurückgekehrt und im besten Schwabenalter aus einem Stuttgarter Metöken ein Braunschweiger Vollbürger geworden war, hatte ihn ein Nachbar und neugewonnener Freund vom „Krähenfelde", der nahezu gleichaltrige Stadtarchivar Hänselmann, bei den Kleidersellern eingeführt. Seitdem hatte er ein Jahrzehnt alle Phasen der Verwandlung der Gesellschaft, ihre Wanderung von einer Stätte zur andern — selbst bei „Wurste-Bartels" hinter den lieben Frauen hatten sie zeitweilig Unterstand gesucht — ihren äußerlichen Niedergang und ihre innere Erhöhung getreulich mitgemacht und zu dem, was Neues sich aus der alten Trödlergemeinde entpuppt hatte, selber sein gutes, ja wohl das beste Teil beigetragen. Was dies Neue war, das will ich mit seiner Erlaubnis ihn selber sagen lassen wörtlich, wie er es am 13. September 1881 bei der nur in dieser heimatlichen Enge begangenen Feier seines fünfzigsten Geburtstages von einem

„Gedenkzettel in Sedez“, den er „aus der Brusttasche zog“, vorgelesen hat:

„Liebe Herren und Freunde! Sie haben mir eine große Ehre angetan und eine große Freude gemacht. Ich nehme beides an, aber für uns alle heute abend.

Eine Tatsache ist es, daß ich immer noch derselbe ausgezeichnete Redner bin, als welchen Sie mich bei so hundertfachen angenehmen und unangenehmen Gelegenheiten kennen gelernt haben und zu würdigen wußten. Nehmen Sie es heute also schriftlich, was ich Ihnen zu sagen habe!

Wohl hat mir unser, in dieser Hinsicht ganz besonders kompetenter guter Freund Rincklake dann und wann ein Schandmaul zugeschoben (wo das an mir sitzt, weiß ich nicht); aber eines weiß ich, daß ich immerdar seit mehr denn zehn Jahren mit jedem Körper- und Seelenteil zu dem eisernen Bestande dieses wunderbaren Kleiderkellertisches gehört habe und unbewegt über gute und böse Perioden, über Ebbe und Flut mit der unerschütterlichen Gewißheit: Wir bleiben! hingesehen habe.

Ob wir heute zu zwanzig oder dreißig zu Tische sitzen, oder morgen zu drei — es ist gleichgültig: Wir sind da. Wir haben in uns alles, was es möglich macht, dann und wann (in unserem besondern Falle wenigstens alle Woche einmal!) einen gesunden Atemzug zu tun. Und rundum sind Nägel genug an der Wand vorhanden, um jedwede Kappe daran aufzuhängen.

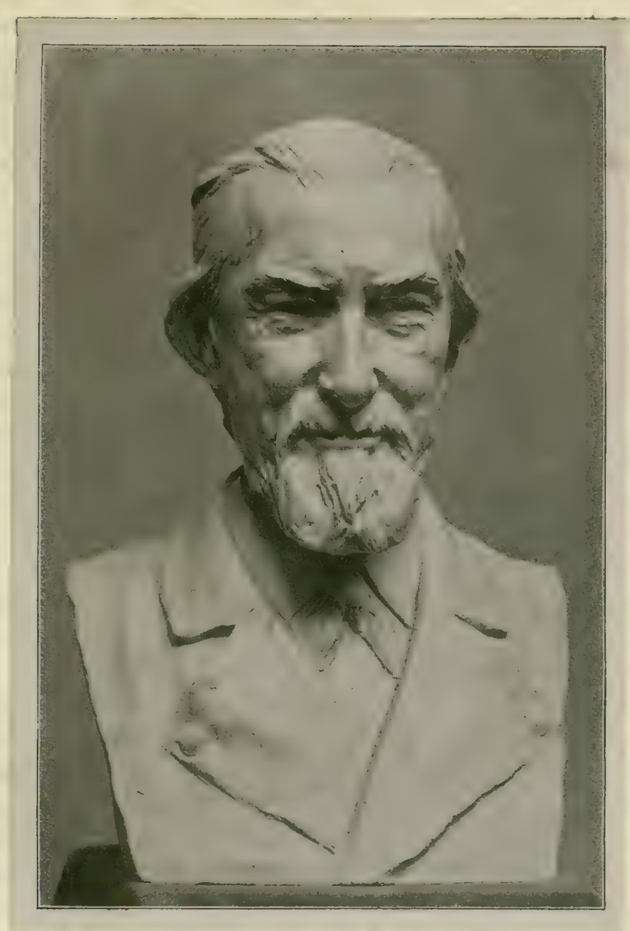
Es hat wohl schon mancher die seinige genommen mit dem besten Willen wegzugehen und wegzubleiben; aber möglich gemacht hat er's nicht. Er ist wiedergekommen, und wir haben nicht einmal danach hingesehen, wenn er seine Kappe von neuem aufhing.

So muß es sein unter auserwählten Männern und wahren Menschen!

Meine lieben Herren und Freunde; wir können uns nicht anders wollen, als wir sind; und entbehren können wir einander gar nicht. So wollen wir bleiben, wie wir sein müssen: bescheiden und frech, still und großschnauzig, kurz so bunt wie möglich.

Unter uns hat keiner vor dem andern etwas voraus. Was gelten uns Jahre? Kennen wir nicht! wir sind alle eines Alters! — Schöne, höfliche, löbliche Eigenschaften? Wir wissen alle, wo uns der alte Adam zu enge ist und stellenweise aus den Nähten geht! — Was gehen uns Amt und Würden an? Wir sind alle des nämlichen Ranges und wissen uns allesamt mit demselben buntscheckigten Fell überzogen! — Geld tut es gar nicht unter uns! — Wir sind die Leute, die frei durchgehen durch die Philisterwelt, und holen wir uns einmal einen von uns besonders heraus (wie heute abend), um unser Mütchen an ihm zu kühlen und das an ihm zu feiern, was man draußen im Philistertum ein Jubiläum nennt, so geschieht das auch immer sub specie aeternitatis, nämlich der Aeternität der treuen, unverwüstlichen Genossenschaft der Kleiderseller zu Braunschweig. Wir begehen nur Gesamtfeste, und der einzelne Trödelhändler hat sich einfach ruhig gefallen zu lassen, was man zufällig mit *ihm* vornimmt!

In diesem Sinne einzig und allein lasse auch ich mir ruhig gefallen, was man heute abend mit mir anfängt, denn in diesem Sinne wird die Kleidersellerei blühen und immerdar gedeihen. Unter allen Umständen und irdischen Zufälligkeiten: wie heute, wo der Kreis voll geschlossen ist, so wenn morgen einer allein am Tische



Ernst Müller-Braunschweig: Raabe-Büste von 1904.

sitzt, auf den zweiten wartet und von dem endlich auch noch hereinsickernden dritten das melancholische Wort hört: „Also das sind nun die Trümmer dieser schönen Welt!“

Liebe Freunde, an dem Abend, in der Mitternacht, wann einer von uns wirklich allein sitzen bleibt, sich als einzelner fühlend, und ihm der Trunk im Glase absteht — dann sieht es schlimm aus in dieser alten Stadt Braunschweig. Es steht schlecht um die Kneipe darin! Und hätte sie, die Stadt, ihre jetzige Bevölkerung verdoppelt und verzehnfacht, sie wäre doch ein ödes Nest. Ohim und Zihim möchten sie vollauf bevölkern und in ihr tanzen, aber sie wäre kein Aufenthalt mehr für einen anständigen, wirklichen Menschen. Es wäre ein Trödel wohl geblieben, aber die, welche immer mit dem Trödel Bescheid wußten, wären nicht mehr vorhanden. Abgestanden wäre alles mit dem letzten Rest in dem letzten Glase des letzten Kleidersellers.

So, liebe Freunde, in dem Sinne, daß unter uns allewege jeder das Ganze darstellt und die Gesamtheit den Einzelnen, lebe der Kleiderseller in saecula saeculorum — hoch!“

Was der Kleidersellerjubilar von 1881 seiner Zunft als das ihr Eigentümliche und Bleibende nachrühmt und anwünscht, das wiederholte er zwanzig Jahre später, als am Tage nach der glänzenden siebzigsten Geburtstagsfeier, an der diesmal das ganze literarische Deutschland teilgenommen, wiederum der engere Kreis mit werten Gästen von draußen sich in der alten Sellerherberge zum „Grünen Jäger“ zusammengetan hatte, wiederholte es mit denselben Worten und hatte auch jetzt nichts davon ab- und nichts hinzuzutun: „So waren wir, so sind wir, so bleiben wir!“

Wer aber in Wilhelm Raabes Dichtung heimisch ist, der erkennt, wie der Redner in diese Gemeinschaft sein Ideal einer geselligen Vereinigung freier und denkender Männer deutscher Art hineinsieht und hineinzutragen bemüht ist. „Frei durchgehen!" Wir erinnern uns der Stelle aus dem „Deutschen Adel", die ebenda steht, wo uns der Dichter zu den guten Gesellen in „Butzemanns Keller" führt: „Frei durchgehen!" Ist das nicht das größte Wort, das in diesem in Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Jawohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde; wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch? Niemand anders als derjenige, welcher Glück hat beim Schmuggel nach Avalun, der auf Seitenpfaden sich durch die Waldwildnis zwängt und geduckt bei Nacht über die Heide schleicht." Raabes Kleiderseller sind eben die, die „alles in sich haben, dann und wann" die Bedingungen und Hemmungen, die Unterschiede und Werte, Ketten und Gold dieses sogenannten wirklichen Lebens zu suspendieren und rein als Menschen unter sich „einen gesunden Atemzug zu tun". Andere Völker und andere Zeiten haben wohl ihren „Schmuggel nach Avalun auf Seitenpfaden" in anderen Formen betrieben. Es ist aber nun einmal hergebrachte deutsche Art, die Art eines Volkes, dessen „Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum zieht" und dessen „hohe Männer" sogar alle ein wenig „aus Nippenburg kommen", dies gern gesellig an einem langen oder runden Tische zu tun und mit einem guten Trunk zur Hand, der wahrlich nicht Zweck und ebensowenig Mittel ihrer Weltflucht ins freie Menschentum

ist, wohl aber ein dazu einstimmendes Akzidens, das übrigens ebendarum bei keinem heiligen und keinem profanen Seelenmahle der Weltgeschichte je gefehlt hat. Item, mit dem oder ohne das, das Wesentliche bleibt in allen dergleichen Gemeinschaften, sofern sie echt sind, daß der einzelne das Sehnen hat, aus der Enge herauszukommen, und zugleich den guten Willen, das „Ich, den dunkeln Despoten" in sich abzusetzen und — was schwerer ist — auch lachenden Mutes von anderen absetzen zu lassen. Dabei „wetzet ein Mann den andern", wie ein Messer das andere, aber das Ergebnis ist keine schneidende Schärfe, sondern nur die klare Objektivität im Denken und Empfinden, die uns aus der schlimmsten, der eigenen Gefangenschaft erlösen kann.

II.

Solchem Raabeschen Ideal hat „der Kleiderseller" sich nachzubilden versucht, bewußt und unbewußt. Gelang es ihm? Gewiß nicht immer, noch allemal: ich weiß Zeiten und Abende genug, wo er sich in Red und Weisheit nicht merklich von anderen deutschen Stammtischen guter Art unterschied und Gäste, die sich besonderes vermuten gewesen waren, einigermaßen enttäuscht abzogen. Aber er war sich dann auch seiner Schwäche empfindlich bewußt, denn er bewahrte das Bild dessen, das er sein sollte und wollte, in getreuem Herzen, und seine Redner und Liedersänger wurden nicht müde, es sich selber und der Gemeinschaft immer wieder in neuen Formen zu suggerieren:

„Ein Luftschiff weiß ich sondrer Art,
Ist seit schier dreißig Jahren,

Wochein wochaus dieselbe Fahrt
Hinauf ins Blau gefahren;
Es trägt ein wundersames Volk
Aus Erdenlärm und -wehe
Durch Nebeldunst und Regenwolk
Empor zu Sonnennähe.

Von allerhand Humoren schwillt
Die bunte Kugel droben,
Jed' Wort, das frei vom Herzen quillt,
Gibt einen Ruck nach oben;
Und weht dazu ein frischer Wind
Und läßt die Gondel schwingen —
Ob zwei, ob zwölf im Schifflein sind,
Der Aufflug muß gelingen!"

Oder in anderm Ton, das Hier der Umwelt mit dem Dort der Gemeinschaft kontrastierend:

„Hier war das Nein, dort ist das Ja,
Das Trennen hier, dort das Verbinden,
Wer schon sich weltverloren sah,
Lernt wieder sich ins Ganze finden;
Verdrossen wich er aus der Welt
Ins lichte Heim der Sellerbrüder —
Die Brust von Lebelust geschwellt,
So kehrt er zu der Arbeit wieder:
Der Nebel, der sein Aug' umspann,
Die Trübsal, die er sah und sann,
Was andre, was er selbst verböst —
In diesem Lichte ward's gelöst!"

All solches Singen und Sagen hätte freilich nichts gewirkt, noch weniger auf Jahrzehnte bei immer neu heraufkommenden Generationen vorgehalten, wenn die

Lehre nicht zugleich gelebt, von den Reifern und den Ältern den andern vorgelebt wäre. Selbstverständlich, daß auch hierin Wilhelm Raabe das Vorbild gab. Wie der große Humorist, der damals auf der Höhe seines Schaffens stand, den „Abu Telfan" und den „Schüdderump" und die „Alten Nester" geschrieben hatte und sich selber sehr wohl bewußt war, was diese Bücher und ihr Schöpfer bedeuteten, in jener Rede mit keinem Worte seiner Dichterschaft gedenkt, noch gar etwas vor den andern damit voraus haben will, so hat er sich ihnen auch in praxi nie anders, denn als gleicher Lebenskamerad gegeben, als „Genosse unter Mitgenossen" in Ernst und Laune, Tollheit und Erhebung. Allerdings galt auch damals der Prophet noch nicht im Vaterlande. Bei dem Braunschweiger Schriftstellertage 1882 konnte ein heimisches Komiteemitglied sein naives Erstaunen äußern: „Nun seh' einer unsern Raabe an! Verkehrt da zwischen den großen Leuten" — den Friedrich, Träger, Lindau, Blumenthal — „ganz als wenn . . ." Auch von den Kleidersellern selber hatten die allermeisten ihm über den „Hungerpastor" hinaus nicht folgen können, schwiegen sich also aus oder schalten den „greulichen Pessimisten", und ihre volle Anerkennung galt immer eher dem Menschen als dem Schriftsteller:

„Doch hat er vieles gut gemacht
Und manches schöne Buch erdacht,
Das hübsche Mädchen lesen,
Und ist von aller Afferei
Ein Todfeind stets gewesen."

So schwieg denn auch Raabe hier von seinen Sachen oder gab kurz abwehrende Antworten, bis er inne ward,

daß das jüngere Geschlecht ihm wirklich — langsam — nachkam. Aber sein Schein und Wesen sondernder Scharfblick, sein schlagendes, oft kaustisches Urteil, dazu sein unbeirrbar sicheres und richtiges Empfinden ließen in ihm auch ohne das stets den geistigen Führer erkennen.

Es wäre jedoch schweres Unrecht, darüber der anderen „erlesenen Männer und wahren Menschen" zu vergessen, denen er in seiner Rede die Hand bietet, und vor allem eines, der kaum einen geringeren, lange Zeit sogar einen unmittelbar stärkeren Einfluß zumal auf die Jüngeren geübt hat: der schon genannte Stadtarchivar Ludwig Hänselmann.

Als eines schwäbischen Vaters und einer niedersächsischen Mutter Sohn in Braunschweig geboren und fast von Kindesbeinen an historischen Studien zugewandt, dann ein Lieblingsschüler Droysens, hatte er seit 1859 die Leitung des städtischen Archivs und der Stadtbibliothek und die Herausgabe der Urkunden und Chroniken übertragen erhalten. Von da ab widmete er sich wissenschaftlich ganz der Erforschung und Darstellung der heimischen Vergangenheit. Seine zahlreichen und zum Teil sehr umfänglichen, immer bis zur Kunstwerkform vollendeten Arbeiten auf diesem Felde, die ihm u. a. den Göttinger doctor juris honoris causa eintrugen und für alle Zeit einen Platz unter den Meistern des Faches sichern, erstrecken sich über das ganze Gebiet von der Urzeit der Stadt bis ins neunzehnte Jahrhundert. Aber die Heimat seines Herzens war das ausgehende Mittelalter, dessen ebenso reiches und weiches, als kernig kraftvolles Idiom, das Mittelniederdeutsche, er sprachlich und stilistisch, wie kaum je ein anderer, beherrschte, dessen Denk- und Empfindungsweise ihm vielleicht vertrauter,

sicherlich näher war, als die seiner eigenen Zeit. Es war nicht bloß die Schlegelsche prédilection d'artiste, sondern es entsprach einer Neigung des ganzen Menschen, der bei aller kritischen Schärfe in historischen Dingen sich gläubig in Görres' Mystik und in spiritistische Philosopheme versenken konnte, daß er sich auch als Dichter gerade in dieser Periode heimisch machte; wie vollkommen und in seiner Art ohnegleichen, das zeigen seine zuerst im „Daheim" erschienenen Geschichten „Unterm Löwensteine". Dies meisterliche Novellenbuch hat leider nicht einmal in der Heimat die Verbreitung gefunden, die es im Vaterlande verdiente. Das ist um so bedauerlicher, als dieser mangelnde äußere Erfolg ihn in seinen größeren Anläufen gleicher Art erlahmen und drei geschichtliche Romane aus den Zeiten vor und während der Reformation nicht über die ersten Bücher hinauskommen ließ. Für die Kleiderseller war er neben dem „Raabenvater" recht eigentlich der gewinnende und zusammenhaltende Geist, „die Hänselmutter". Freilich klingt die Formel, in die er das Wesen der Vereinigung zu fassen suchte, erheblich schärfer als die Raabesche und scheint das profanum vulgus unerbittlich auszuschließen: „Die Kleiderseller ei ist das fleischgewordene Prinzip des wahren Freisinns, die echte Darlebung des Gegensatzes, die praktische Korrektur aller Philisterei. Nicht nur der groben, handgreiflichen, welche sich breitspurig und großmäulig auf allen Gassen einherschrotet — nein, auch der abgeklärten und abgefeimten, die den Besten zeitweilig anfliegt und stellenweise aufs Maul schlägt. Die Kleiderseller sind ein Bund von Auguren, die sich das Bedürfnis gerettet haben, zu Zeiten ihr priesterlich Kleid abzulegen und ungeniert einander in die Zähne zu lachen. Sie

sind ein Verein von forschenden Liebhabern des nackten Adams, ehrlich beflissen, diesem Geschöpfe, einerlei, ob es gerade in Mir oder in Dir oder in Ihm auf das theatrum anatomicum gezerrt wird, die Putzen aus den Schwären zu drücken und unter die Nase zu halten — stets mit herzinnigem Vergnügen, nie aber mit Schadenfreude, sondern immer ein jeglicher durchdrungen von dem stillen Bekenntnis: Nil humani a me alienum puto." Auch hat er in manchen seiner „Kleiderseller-Schampfernölleken" seiner satirischen Ader den Lauf gelassen, wie es nur in dieser Gesellschaft möglich war. Aber im Grunde war er doch, wie ein durch und durch harmonisches und in Gott vergnügtes Gemüt, so eine kindlich irenische Natur, und die Güte seines Herzens, der gesunde Humor und die anmutige Laune seiner Diktion in Rede und Schrift milderten die Schärfen seiner „vivisektorischen Kritik" und machten ihn sogar zum berufenen Vermittler streitender Geister und zum Beschwichtiger allzu stürmischer Bewegungen. So konnte ihn ein Sellerlied dem Göttinger Diplom zum Trotz zum doctor medicinae kreieren:

„Wer hat wie er beim Gerstensaft
Der Zeit den Puls gefühlt,
Der tollgewordnen Wissenschaft
Den Wasserkopf gekühlt?
Wer hat wie er als Anatom
Seziert der Menschheit Weh?
Wer wies in Mecklenburg und Rom
Die einz'ge Panacee?

Oft wenn ihr euch den Kopf verkeilt
Mit Zungenschlag und -stich —

Er war's, der jedem unverweilt
Ein Liebespflaster strich;
Und oft, wenn Pan gestorben schien
Und der Humor verreckt,
Hat dieses Meisters Sprüchlein ihn
Von Toten auferweckt."

In Prunk- und Stachelreden aus dem Stegreif unübertroffen entwickelte er je länger je mehr auch eine wirkliche Meisterschaft in gebundener Rede: ich stehe nicht an, ihm unter den Verspoeten der Sellerei den Kranz zuzuerkennen. Ob in Sprache und Geist eines beliebigen vergangenen Jahrhunderts oder in den geschliffensten modernen Formen, ob kurz und derb oder in eigens ersonnenen fast überkünstlichen Strophen — alle Maße und Töne waren ihm recht, sie spielend leicht mit eigenem Gehalt zu erfüllen. Wie frisch und echt setzt sein „Trutzliedlein der löblichen Kleiderseller" ein:

„Der herbst treibt an, bestellt seind kuch vndt keller,
Auff man fur man, wolweise Kleyderseller,
Versamlet euch zu hauff
Vndt last der welt den lauff,
Last sie ins aschgraw faren.
Euch frumbt zu diser frist,
Dz jr ein bencklin wist,
Druff hertz vndt stertz jr wol mügt waren.

Hui wie mit blast auß nordt die winde wehen,
Weh dz der glast des summers mus zergehen,
Sint rauchreiff, schnee vndt eiß
Sich prauchen jrer weiß.
Ei narr, ruck her zum fewer,

Alwo wir sunder wanck
Bey ratt, schertz, sang vndt klangk
Bestehn des winters ebentewer.

Oweh der welt, von hundertt tausendt zungen
Jr schreyen gellt, derweill mit nott umrungen.
Sie gier- vndt neidtbewegt
Vmb schimlicht brodt sich schlegt,
Daran den todt zu fressen.
Sitz her gesell vndt lach,
Hie friedt vndt gutt gemach,
Hie nott vndt streitt vndt todt vergessen.

Mit sawerm schweiß wanckt jder seiner straßen
Vff diser reiß vndt martelt sich ohn maßen,
Ob paß, geleidt vndt zoll
Nit tewer werden woll,
Der seckel jm gar schwinden.
Far hin, ertz dolle meutt,
Wir sellerordens leutt
Wölln vns ohn plag zur grube finden."

Und wie schelmisch-grotesk entwirft er am Schluß, nachdem er einem halben Dutzend andern „die Putzen aus den Schwären gedrückt", sein eigenes Porträt:

„Ein schreibersknecht, beschüttet mit charteken,
Nährt karg vndt schlecht von wurtzeln sich vnd quecken,
Frißt allen vnflat ein,
Vermag nit pier noch wein,
Muß schmach vndt honspott dulden.
Hie findt er vberschwangk
An speiß vndt lindem tranck
Vndt guter trauttgesellen hulden.

4*

In einer nacht, do er mit muden sinnen
Vmbsunst bedacht, was maß er mucht gewinnen
Vff morgen ein stuck brott,
Nachdem in hungers nott
Er heute schier verkrummet,
Satzt er vndt sung ditz lied,
Lullt sich in ruh vndt friedt
Vndt warf dahin sein sorgenkummet."

Kein Wunder nach alledem, daß sich die Kleiderſellerei lange liebe Jahre nicht minder zu ihm als zu seinem großen Freunde bekannte und beide als ihres „Reiches Kronjuwele, des Sellerleibes Doppelseele" einschätzte:

„Ist er einst hin mit Raaben
Mag man uns Epigonenpack
Im ‚Nickerkulk' begraben!"

Ohne entfernt an die geistige Bedeutung der beiden Dioskuren, des sterblichen und des unsterblichen, zu reichen, muß doch an dritter Stelle Theodor Steinway genannt werden, der aus Amerika wieder heimgekehrte Mitinhaber und europäische Vertreter der Neuyorker Pianofortefirma Steinway & Sons. Zum smarten Geschäftsmann fehlte „Thedecken Steinweg dem goden gesellen", dem Mann mit dem Riesenkörper, dem mächtigen Haupt und den klugen, blitzenden Augen mehr als er selber glaubte; vor allem aber hatte er einiges zuviel, das ihn bei den Yankees nicht dauern ließ: eine gerade deutschredende Biederkeit, ein weiches, leicht überströmendes Herz und einen Hang zu idealistischer Phantastik, der seine Geschichten immer doppelt schön und wunderbar gestaltete. Mit Raabe verband ihn alte

Bekanntschaft: sie hatten schon anno 1859 das Schillerfest in Wolfenbüttel zusammen inszeniert, wobei Steinway die Festrede und Raabe das Festgedicht lieferte — allerhand aus dieser Feier ist in den „Dräumling" eingeflossen. Als die größte oder vielmehr die einzige Finanzkraft der Kleiderseller sorgte der „weltberühmte Theodor" zumeist für den Druck ihrer Gesellschaftslieder und sonstigen Verlautbarungen, und sein gastfreies Haus hat manches außerordentliche Symposion der Brüderschaft gesehen, deren Fröhlichkeit seine Herzensfreude und ihm Dankes genug war. Sein vorzeitiger Tod im Frühjahr 1889 ließ eine langempfundene Lücke, und schmerzlich klang es ihm aus den Reihen der Getreuen nach:

„Nein, lieber Freund, das war nicht recht gehandelt!
Du wolltest nur ein kleines Weilchen ruhn,
Dann kämst du nach, versprachest du — und nun
Bist du ganz sacht auf ewig fortgewandelt ...
Und hatten uns doch noch so viel zu sagen!
Manch kecker Liederpfeil blieb unbefiedert,
Manch Wort und Werk der Liebe unerwidert,
Das wir nun still auf treuem Herzen tragen."

Und weiter drängen sie herauf, die vertrauten Schatten: da ist Bernhard Abeken, lange Zeit der Älteste der Tafelrunde, von Beruf „ein Advokate, den man nicht in Gerichten sieht", von Natur Privatgelehrter, als Politiker Land- und Reichstagsabgeordneter von freisinniger Färbung, auch eine Reihe von Jahren Liebhaber-Redakteur des „Tageblatts", als Schriftsteller Verfasser eines vergessenen Romans „Greifensee" und einer vortrefflichen, noch heute lebendigen Novelle „Eine Nacht", die sein alter Freund Paul Heyse in

den „Deutschen Novellenschatz“ aufnahm*) — ein feiner Geist, der sich an dem Besten der Weltliteratur gebildet hatte und in sicherer Rede vollendete Form mit trockenem Humor und schlagendem Witz verband. Den Kleiderseller gab er ihr erstes Lied — eben jenes zu Raabes fünfzigstem Geburtstage — und sanktionierte damit die Strophe des „Wirtshauses an der Lahn“, die sich freilich zu lyrischen Epigrammen wie keine andere eignet, als bleibende „Kleiderseller stanze“. Da ist der Ingenieur Heinrich Stegmann, aus harten und enttäuschungsreichen Anfängen sich emporringend, jener „Schaumburg-Lippesche Tongelehrte“, dem Raabe im siebenten Kapitel von „Hastenbeck“ für seine „Geschichte der fürstlich braunschweigischen Porzellanfabrik Fürstenberg“ seinen Dank und den der Leser votiert, ein getreues Herz und ein schweres Blut, und doch auch er mit mehr als einem Liede in den Drucken vertreten. Da ist der „Kaptein“ Römer, Hänselmanns Jugendfreund, eine echt Raabesche Gestalt: ein Menschenalter lang hatte er sich in den Südmeeren umhergetrieben, auf englischen Schiffen Sklavenhändler mitgejagt, als chinesischer Zollbeamter die Blockade von Kanton brechen helfen, im Dienste eines maleiischen Fürsten Pilger nach Dschedda gefahren, für die Holländer auf Sumatra Tabak gepflanzt; nun ein früher Greis in seine Familie heimgekehrt, konnte er wirklich vom „Trödel der Welt“ berichten und tat es doch so selten, fast ungern, als wäre es alles nichts und schäme er sich fast des verworrenen Lebens, mit dem andere geprahlt und sich interessant gemacht hätten.

*) Neugedruckt als Nr. 292 der „Bibliothek der Gesamt-Literatur“ (O. Hendel, Halle), auch ins Englische übersetzt als An eventful night and what came of it.

Und weiter dringt es an: Tote und Lebende, ständige Genossen und gelegentliche Gäste, Professoren, Doktoren, Juristen, lateinische und mathematische Schulmeister, Literaten und Redakteure, Schauspieler und bildende Künstler, Offiziere a. D. — doch genug der flüchtigen Porträtskizzen, die eben nur eine Vorstellung von der Zusammensetzung des Kreises um Raabe geben können und sollen, wie ich ihn zu Anfang der achtziger Jahre vorfand.

III.

Ich hatte zuerst nur scheu und sporadisch meine Kappe zu den andern gehängt, ein ungeschickter, stiller Gast, und es währte eine gute Zeit, bis ich, der Jüngsten einer, mich heimisch fühlte; dann aber gewann ich hier eine Ergänzung zu Haus, Beruf und Welt, die ich zum vollen Leben nicht wieder entbehren konnte. Ich war zur glücklichsten Zeit gekommen. Bisher hatte man sich nur einen Wochenabend in einem städtischen Restaurant getroffen; mit dem Frühjahr 1882 aber begannen die regelmäßigen Donnerstagsausgänge nach dem „Grünen Jäger", eine Stunde östlich vor Braunschweig, zwischen Kloster Riddagshausen und der Buchhorst. Die altfränkisch behagliche Waldschenke und ihr junger Wirt boten, was wir brauchten, eine wirkliche Heimstätte, die uns vom Abend bis in die Nacht allein gehörte. Die Sonnabende in der Stadt wurden beibehalten, aber sie wurden zur Nebensache, eine offene, exoterische Tafel; draußen erwuchs jetzt erst recht zwischen den regelmäßigen Getreuen eine wahrhafte Lebensgemeinschaft. Welche hohe und köstliche Zeit, dieses Jahrzehnt des „Kleiderfellers auf dem Grünen", schon damals im Genuß und vollends

jetzt in der Erinnerung! Die wunderbaren Gänge der Alten und der Jungen mitsammen hinaus an den Klosterteichen vorüber „ins Wabetal“ und wieder heim zu jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, bei klingendem Frost und stäubendem Ost,

„Bei Wetterschlag und Sonnenbrand,
Mondschein und Regenbogen!“

Je teurer erkauft, um so werter dann die Stunden des Beisammenseins draußen, diese Stunden des Aufschließens und Mitteilens des ganzen Menschen. Kein Überwuchern alltäglichen Bierbankgeredes; Geschichte und Politik, Literatur und Kunst, religiöse und ethische Probleme, Zeitfragen aller Art, was den einzelnen antrat und bedrängte, was alle bewegte — man denke an die Jahre 1888 und 1890 — das gab den Stoff der gemeinsamen Unterhaltung, immer einer Unterhaltung im Geiste der e h r l i c h e n Kleiderseller. Eine Strafrede Hänselmanns, die jeden einzeln bei den Ohren nahm, beflügelte die trägen Ingenien, ein Verstummen Raabes, ein leises Et tu, Brute?! aus der Sofaecke rief von Abwegen zurück. — Denn jeder hielt seinen Platz, und diese Ecke gehörte Raabe:

Stets thront er hier: bald graue Sphinx
Ob Rätseleiern brütend,
Bald als Prophete rechts und links
Mit Paradoxen wütend;
Mal weckt ein schnöder Oberton
Empörung und Entzücken,
Mal rinnt ein andrer herzentflohn
Uns rieselnd übern Rücken.“

Hatte er in der Stadt mitunter den ganzen Abend kaum hundert Worte verlautbart, hier auf dem Grünen nahm er den lebhaftesten Anteil an den Debatten und konnte zumal, wenn es um das Vaterland oder die Freiheit der Geister ging, in echten furor teutonicus geraten. Dabei war er wohl von allen der regelmäßigste und zuverlässigste im Erscheinen. Aber auch wir andern versäumten den „heiligen" Donnerstag nur in Notfällen, empfanden die Trennung mit Schmerzen und suchten den geistigen Zusammenhang brieflich aufrecht zu erhalten:

„Jetzt sitzt ihr draußen in der Sommernacht,
Die Fenster offen, Feuer im Kamine;
Erst wart ihr stumm, nun seid ihr aufgewacht,
Hell wird das Wort und wechselvoll die Miene:
Herüber — 'nüber brüllt die Redeschlacht
Um Jud' und Bismarck, Kreuz und Guillotine,
Und, wenn Gott will, vielleicht um elfe schon
Erhält das Wort die vierte Dimension." —

Aber mit Reden und Gesprächen allein tat sich die weltflüchtige Lebensfreude in der „schönen, grünen Jägernacht" noch nicht genug. Schon früher war im Kleiderseller gesungen worden, wenn auch nicht eben häufig, und eigene Lieder, wenn auch nur zu Festen. Jetzt erwachte eine Sangeslust und eine Lust am fröhlichen Verseschmieden unter den „guten Gesellen", wie nie zuvor. Neben andern mehr gelegentlichen und intermittierenden Dichtern erhielten sie in dem schon öfter zitierten „Barden Brandanus" ihren „bestelleten poetam et cantorem". Et cantorem — denn nach dem Vorbild mittelalterlicher Troubadoure hatte er auch neue Weisen

zu neuen und alten Texten zu finden und sang sie selber. Scheffels „Heini von Steier“ und sein Grenzwallied mit dem „Ham' mer dich“-Refrain wurde in solchem eigenen Ton für die Kleidersellerabende kanonisch und Opitzens melancholisches „Ich empfinde fast ein Grauen“ mit den Schlußversen: „will mit andern lustig sein, muß ich gleich alleine sterben“ zu dem alldonnerstäglichen Aufbruch- und Nachhausegeheliede. Selbst Raabe, der „notorisch unmusikalischste Dichter des Jahrhunderts“ lernte die altertümlich schwere, zwischen Dur und Moll wechselnde Melodie richtig singen: „Es ist mir sauer genug geworden.“ Das chorische Gesamtresultat befriedigte jedenfalls die Sänger, wenn auch der irenische Ironiker Hänselmann nachmals aus der Erinnerung davon die erschütternde Beschreibung entwerfen konnte:

> „Kein weibisches Gezirp, kein triviales
> Konzertgeheul der kränkelnden Kultur —
> Ein Urbarditus ist's, ein gigantales
> Aufjauchzen unverseuchter Kreatur,
> Die noch zur Wolkenburg des heil'gen Grales
> Hinanstrmt auf der Vorzeithelden Spur,
> In fromümer Wut, in mystischem Entzücken,
> Die nie vor hohlen Götzen sich wird bücken.“

Und ebenso war jeder Anlaß zu einem „schönen neuen Liede“ willkommen und trieb seine Blüte; vornehmlich aber ward die Harfe gerührt, wenn die Seller einen aus ihrer Mitte, am liebsten Hänselmann oder Raabe, „herausholten, um ihr Mütchen an ihm zu kühlen und das an ihm zu feiern, was man draußen im Philisterium ein Jubiläum nennt“. Um einen Grund dazu war man selten verlegen: als Raabe im Spätherbst 1889

sich einmal hatte entschlüpfen lassen, daß er am 15. November 1854 die Chronik der Sperlingsgasse zu schreiben begonnen habe, ward flugs auf dieses Datum die Feier eines „fünfunddreißigjährigen Federansetzungstages“ anberaumt, und ohne Schwierigkeit erging das Lied, diesmal im Ton des Prinzen Eugenius, also:

„Fünf und sieben, fünf und sieben —
Zahlenmystik gilt's zu üben,
Und aus Indien angeweht:
Fünf Sinn' hat der Mensch empfangen,
In der Schöpfung Topf zu langen,
Aber sieben der Poet.

Fünfmal sieben — fünfunddreißig:
Einen jungen Dichter weiß ich,
Der den ersten Lorbeer pflückt ...“

und so fort cum gratia bis zu dem Kern- und Trutzverse:

„Fünfmal sieben — fünfunddreißig:
Längst schon wuchs das Lorbeerreisig
Ihm zum vollen Kranz heran,
Der den modschen Dichterpuppen
Ihre breiten Bettelsuppen
Ärgerlich verbittern kann.“

Nur natürlich, daß dergleichen Versspiele im unmittelbaren Tagesdienst der Kleidersellerei auch andere Versuche und Leistungen aus der Verborgenheit hervorlockten: so las unter andern Hänselmann seine Romanfragmente „Die Büßer von Bornum“, „Eggeling Steinwegs Versuchungen“ und den „Pfarrer von Hedeper“, Stegmann seine lippischen Dorfgeschichten vor, Karl Mollenhauer, irre ich nicht, die eine oder andere seiner

novellistischen Skizzen, die dann in den „Grenzboten“ erschienen, Louis Engelbrecht brachte Lyrik und Dramatisches und ich ein phantastisches Festspiel und meine Balladen. Die Kritik, bei der Raabe selten den ersten, aber immer den entscheidenden Ton angab, war ehrlich, aber sehr viel milder in der Form, als die Programme von früher und der sonstige Debattenton erwarten ließen — im schlimmsten Fall wohl auch ein Schweigen oder wohlwollende Nebenfragen, die dem Urteil ausbeugten. Es zeigte sich also auch hier, daß Freunde untereinander in allen möglichen anderen Dingen schärfer und rücksichtsloser sich aussprechen, als in literarischer Kritik, gleich als ob man fürchtete, in der Kunst oder Liebhaberei des andern — und wir waren ja alle außer einem dilettanti — seine eigentliche Seele zu verletzen.

Raabe selber hat nie etwas von seiner Dichtung vorgelesen, sprach auch nie über ein Buch, das er plante oder an dem er arbeitete; höchstens dicht vor der Ausgabe hieß es einmal andeutend: „Passen Sie auf, eins wird Sie freuen!“ oder „Sie sollen sich verwundern!“ Dann fand sich beispielsweise, im „Odfelde“, daß eine Scharteke, die ich ihm vor Jahr und Tag mitgebracht, Kampfs „Wunderbarer Todesbote“, für das Werk eine erhebliche Bedeutung gewonnen hatte: „Das kam mir gerade gelegen, es fehlte mir noch!“

Um aber doch auch wie die andern etwas Persönliches für das Ganze zu tun, entzog der Dichter seiner Arbeit eben am „Odfelde“ einen ganzen Tag oder zwei, um eine seiner wundersamen Federzeichnungen in Folio anzufertigen. Das Bild zeigt die Gellerschaft, ihn selbst und Hänselmann voran, auf dem abendlichen Gange zur Waldschenke, im Hintergrunde den Teich mit Weiden und

Pappeln und die Klosterkirche; dem Zuge voran schreitet ein schwarzer Kater als Laternenträger, der Weltüberdruß; am Waldrande aber den Kommenden entgegen erhebt eine weiße Geniengestalt, von Elfen und Kobolden umspielt, ihre strahlende Leuchte; allerlei Allegorisches ist an Himmel und Erde hinzugefügt. Die Kleiderseller empfanden den vollen Wert ihres „neuen Hundertguldenblattes“:

„Es ist von Tiefsinn allerhand
Gestrichen voll bis an den Rand.
Doch wie das mal bei Raabe geht,
Daß nicht der zehnte ihn versteht,“

so erhielt der Barde den Auftrag, der „Ehrlichen Kleiderseller Kontrakt und Symbolum“, das alsbald in Photographie und Druck für alle vervielfältigt wurde, eingehend zu kommentieren. Als „armer Thyrsosschwinger“ suchte er der Spur des „echten Bakchen“ nachzugehen und dabei noch einmal treulich den wahrhaften Genius der „Kleiderseller auf dem Grünen“ in Worte zu fassen.

„Dem Geiste, dem wir huldgend nahn,
Sind tausend andre untertan,
Die einen schwarz, die andern weiß,
Der singt dir zu in Himmelstönen,
Der weist die Zunge, der den Steiß,
Der will dich trösten, der verhöhnen.
Des deutschen Waldes Heimlichkeit,
Liebreiz und Graun im Widerstreit,
Was er im Dickicht undurchweht
An luftigem Gesindel hegt,
Aus Busch und Röhricht fern und nah —
Beim ersten „Prosit!“ ist es da;

Unsichtbar ist's hereingeglitten,
Sitzt und regiert in unsrer Mitten
Und wirkt ein jedes seinen Teil
Zur kurzen wie zur langen Weil.

Doch stracks verstummt der frevle Chor,
Tritt, schöner uns den Tag zu weihen,
Mit aller Gabe guter Feien
Die hohe Herrin selbst hervor.
Nichts kann sie locken, nichts sie zwingen,
Des Abends Krone uns zu bringen:
An Zahl und Auswahl nicht gebunden,
Noch gar an Schoppen oder Stunden,
Läßt sie aus Gnaden sich herbei,
Und — auszubleiben steht ihr frei.
Oft, wenn wir froh zu zehn und zwölfen
Uns an der Tafel lang gereiht,
Kobolde nur und schwarze Elfen
Vernutzten die Gelegenheit,
Und ob sie selbst auf leisen Zehen
Schon um die hellen Fenster schlich —
Eh' ihre Wunder noch geschehen,
Verscheuchte sie das ‚Ham' mer dich!'
Wohl saßen wir, sie zu erharren,
Gutgläubig bis zum Morgen fest,
Sie mied die abgesungnen Narren,
Und stumme Heimkehr war der Rest.
Und oft, wenn wir zu drein und vieren
Uns schlossen um den Lampenschein,
Ließ sie die holde Nähe spüren
Und zog zu Lipp' und Herzen ein,
Und lieh zur Fülle der Gesichte

Aus Ernst und Laune bunt gemischt
Den Funken uns von ihrem Lichte,
Der mit dem Tode erst erlischt ..."

Ich habe der jüngeren Generation, die im Laufe der achtziger Jahre mit mir in diese Kleidersellerei hinein- und hier draußen mit ihr zusammenwuchs, im ganzen nur einiger weniger, wie es die Sache forderte, namentlich gedacht. Einer aber verlangt ein volles Blatt in diesen Erinnerungen und darf es erhalten, weil er nicht mehr unter den Lebenden weilt — Ulrich Kirchenpauer. Ein Sohn des bekannten Hamburger Oberbürgermeisters Bismarckschen Angedenkens, durch ein Wort des damaligen Kronprinzen Friedrich veranlaßt, den Kontorrock mit dem Rock des Königs zu vertauschen, und dadurch in einen Beruf geraten, in dem er sich niemals wohl fühlen konnte, — vielleicht hätte er es auch in keinem andern vermocht — war er kaum als Bezirksadjutant nach Braunschweig gesetzt, als er bei uns in der Waldschenke erschien, sich alsbald mit einem Liede und demnächst mit seiner ganzen Persönlichkeit als guter Kamerad legitimierte und fortan drei Jahre lang von 1885 bis 1888 auf dem Grünen Regen und Sonnenschein machte. Er war das, was man heutzutage eine impulsive, zugleich das, was Goethe eine problematische Natur nennt: ungewöhnlich vielseitig begabt, ein Redner von hinreißender Verve, als Deklamator und Schauspieler mehr denn Dilettant, Versifex und Prosakünstler, temperamentvoll und herrisch und wiederum von faszinierender Liebenswürdigkeit, melancholisch und ausgelassen und bei alledem ein durch und durch vornehmer Mensch und ein romantischer Idealist von reinstem

Wasser — gerade so hatte er alles Zeug dazu, im Dienste jenes genius loci und seiner beiden Oberpriester, die er schwärmerisch verehrte, seinerseits gerade diese Gesellschaft zu kommandieren. Eine schwache Opposition, die ihm gleich im Anfange die nicht unbegründete Befürchtung entgegenrief:

„Die Großen wie die Kleinern,
Die ganze Zunftgenossenschaft
Wirst du verrodensteinern!"

mußte innerlich überwunden die Waffen strecken. Wieviel von dem strebenden und schimmernden Leben jener Jahre wir ihm mittelbar und unmittelbar verdankten, läßt sich kaum ermessen. Als er einmal auf längerem Urlaub im Odenwalde und Schwarzwalde war — seine Reisebriefe klangen wie eine Mischung von Brentano und Eichendorff — empfand es der Kleiderseller als eine Lähmung seiner besten Kräfte und sang das Lied „vom vermißten Kirchenpauer":

„Acht Wochen wie im großen Bann,
Kein Sang und keine Rede —
Wo sonst man Flachs und Seide spann,
Da zupft man heute Hede!

Stumm sitzt der Hauf im Kreis herum
Und läßt die Prise wandern,
Und sagt mal einer ‚hum' und ‚mum',
So wundern sich die andern.

Ja, weckten nicht von Zeit zu Zeit
Uns tolle Reisebriefe,
Die ganze Sellerherrlichkeit
Säß' hier im Berg und schliefe!"

Und als er endgültig scheiden mußte, um zu seinem Regiment nach Göttingen-Eimbeck zurückzukehren, klang ein großer Schmerz und ein gerechter Dank in dem Abschiedsgesange zusammen:

„Manch gutes Wort zu guter Stund
Hat uns dein Mund gesprochen,
Manch jubelnd Hoch aus Herzensgrund
Ist drüber losgebrochen;
Und warfst du lodernd in den Kreis
Wildfrohe Liederkerzen,
So sangst du dich mit Wort und Weis'
Hinein in unsre Herzen.

Dein Lied verstummt, dein Platz wird leer,
Die Stunden sind gemessen;
Wir aber werden nimmermehr
Des Fahrenden vergessen.
Und kehrst du je vom Leinestrand
Heim zu der Buchhorst Gründen —
Hier unser Glas, hier unsre Hand —
Du sollst die Alten finden!"

Er sollte nicht wieder heimkehren. Anfang der Neunziger quittierte er freiwillig-unfreiwillig, wie vorauszusehen, den Militärdienst und übersiedelte nach Hamburg zu seiner verwitweten Mutter. Dort hat er still gelebt, dort ist er vor einigen Jahren gestorben; aber seine Briefe und die Briefe aus seinem Kreise, die dann an Wilhelm Raabe kamen, bezeugten seine Treue zum alten Symbol und wie vielen er seinerseits noch in den letzten Jahren „einen Funken von jenem Lichte" vermittelt hatte, „das mit dem Tode erst erlischt".

IV.

Der „Kleiderseller auf dem Grünen" überwand Kirchenpauers Ausscheiden, er überwand auch Steinways Tod und den Verlust mehr als eines getreuen Mitgliedes, den Beruf oder anderer Zwang der Verhältnisse von Braunschweig entfernte; fehlte es ihm doch auch nicht an neuem verheißungsvollen Nachwuchs. Er sang seine Lieder nach wie vor und baute auf seine aeternitas in saecula saeculorum. Da traf ihn ganz unversehens ein Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Am Johannismorgen 1892 starb Wilhelm Raabes jüngste Tochter, „ein liebes schönes Kind, sechzehnjährig — von Aurora entführt". Der Vater trug den großen Schmerz wie ein Mann und ein Weiser und hatte doch den leidenschaftlichen Schmerz der Seinigen dazu zu tragen. Er erschien auch nach Wochen wieder bei den Freunden, die eben ein Stück seines Lebens waren, aber nur an dem Abende in der Stadt: nach wie vor zur „Grünen Jäger-Nacht" hinaus- und heimzugehen, hart vorüber an der Stelle, wo er jetzt seinen Liebling in die Erde gelegt hatte und ihr Stein herübersah, das vermochte er nicht mehr. Und wer hätte es anders von ihm erwarten oder gar verlangen wollen? Ebenso selbstverständlich, daß die anderen Genossen des „ewigen, unverwüstlichen Kleidersellers" die alte Stätte n i ch t sofort aufgaben, sondern für eine spätere Zeit zu halten suchten. Nun aber zeigte sich, wie das ganze Wesen da draußen mit dem einen Mann untrennbar verbunden gewesen war und wie recht der Barde ein Jahr zuvor gesungen hatte:

„Niemand zuleide noch zulieb —
Doch was wir sind und haben,
Was uns an Kraft und Weihe blieb,
Das hängt an Wilhelm Raaben!“

Über die leeren Plätze der lieben Toten hatte man hinwegkommen können mit einem männlichen Serrez les rangs! — die verlassene Stelle des einen Lebendigen war unüberwindlich. Noch setzte sich der regelmäßige Besuch den Winter über fort, aber die alte Lust und die alte Kraft wollten nicht wiederkommen, und allmählich wurden dann auch die Abende selber lückenhaft.

Zu Ostern 1893 war ich als Direktor nach Wolfenbüttel versetzt, an dieselbe „Große Schule“, auf der einst Raabe sein Latein gelernt. Wenn mir etwas das Scheiden von der alten dreißigjährigen Heimstadt schwer machte, so war es die örtliche Unmöglichkeit, den engen Zusammenhang mit der Kleidersellerei drüben aufrecht zu erhalten. Ganz natürlich der Wunsch, eine Vermittlung zu finden, und da er von der anderen Seite freundlich erwidert wurde und auch andere Wolfenbüttler „Affiliierte“ der Kleiderseller ihn teilten, so kam man überein, jeden ersten Sonnabend im Monat sich nachmittags auf dem „Großen Weghause“ — halbwegs zwischen den beiden Städten und von jeder nur eine gute Wegstunde entfernt — zu treffen. Man knüpfte damit zugleich an eine alte erlauchte Literaturtradition an: auf demselben Weghause fanden sich einst Lessing und die Braunschweiger Freunde vom Collegium Carolinum zusammen, und noch drückt die Hand dieselbe Klinke und steigt der Fuß dieselben ausgetretenen Treppstufen von der Diele zum Hochparterre hinan, die seine Berührung geweiht hat.

5*

Es war nicht so gemeint gewesen, daß diese Weghausnachmittage dem „Grünen Jäger“ Konkurrenz machen sollten, aber mit der Zeit taten sie es doch, je länger je mehr, zumal als aus dem Monatsverkehr ein vierzehntägiger wurde, der sich zugleich allmählich auf die Abendstunden zwischen sechs und neun Uhr verschob: wo Raabe, da war und ist eben d e r Kleiderseller. Drei Männer empfanden diesen Wandel auf das schmerzlichste, der treue „Herbergsvater“ Frick, dem „seine“ Sellerrunde ans Herz gewachsen war, der wackere Riddagshäuser Förster Bäbenroth, der sich zehn Jahre lang unter uns behagt hatte, und vor allen anderen — Ludwig Hänselmann.

Ihm erschien das, was sich vollzogen hatte, einfach als eine Fahnenflucht, nicht bloß vom Orte, sondern auch vom Geiste der echten Kleidersellerei. Wie sollte die auf dem Weghause gedeihen, wo plötzlich und wechselnd so manche neuen und stillen Gesichter auftauchten, wo man im Hellen drei Stunden saß und dann nach Hause ging, später sogar — und mit der elektrischen Bahn! — fuhr, wo sich jedes laute Singen und mit Feuerzungen Reden, wenn ja die Stimmung dazu sich hätte finden wollen, schon wegen der Nachbarschaft anderer Gastzimmer verbot! Dazu der Schmerz, daß auch in der Stadt die Sache neue Formen annahm: von der Mitte der Achtziger bis tief in die Neunziger hatte man am Sonnabend ganz für sich allein in der „Klippstube“ gesessen, einem sonderbaren Fachwerkanbau im alten hochgiebligen Gewandhause, eng zwar, aber um so behaglicher, dazu mit dem wohltuenden Beigeschmacke, daß es die Trinkstube der Patrizier der Altstadt vor drei Jahrhunderten gewesen. Noch der „vierzigste Federansetzungstag“ war festlich mit Lieder-

schall in den Räumen des „Kellers“ begangen. Da ging die Wirtschaft in andere Hände über, und nach kurzem Schwanken folgte der Rest der regelmäßigen Gäste dem alten Wirte Herbst in seine neu aufgetane, ob auch räumlich sehr beschränkte Weinstube an der Friedrich-Wilhelmstraße nahe dem Bahnhofe. Hier besetzte Raabe mit den Seinigen die seither so berühmt gewordene „Ecke“, in der ihn dann seit seiner „Renaissance“ Hunderte von Besuchern aus aller deutschen Welt heimgesucht haben, kein Interviewer ohne ihre behaglichen Reize zu schildern. In der Tat, ein gemütlicher Dichterwinkel auf dem Altenteil! Aber auch hier und hier erst recht inmitten fremder Tische, kein Raum für das Kleidersellertum von ehedem mit Sang und Rede, vollends für Hänselmann nicht einmal ein Raum zu ruhig genießendem Gedankenaustausch. Denn seine Kleidersellertragik vollständig zu machen, hatte sich die Schwerhörigkeit, an der er von Kindheit an gelitten, allmählich fast zur Taubheit entwickelt. Er trug diese Alterslast im übrigen mit gelassener Ergebenheit und gutem Humor, ja er pries sich glücklich, von allem Lärm der Menschheit unberührt sich im Archiv in seine liebe Arbeit vertiefen und auf den Wegen zwischen Haus und Beruf in der Stille seine kunstreichen Stanzen und Terzinen bauen zu können. Nur seine altgewohnte Art der Geselligkeit vermißte er jetzt doppelt schwer; das leiser durcheinanderwirrende Tischgespräch auf dem Weghaus und in der Herbstschen Ecke, von dessen Inhalt er immer nur im gröbsten unterrichtet werden konnte, erschien ihm als mattes „Gevatternsumsala“ ohne Saft und Kraft. Und so, aus diesem Leiden und Entbehren, erwuchs ihm und uns ein Strauß von Rügegedichten voll bittersüßem grotesken Humor,

aus Wirklichkeit und Karikatur, aus Sehnsucht und Selbstironie zusammengewoben, eine Filigranarbeit in Blumen und Stacheln, dergleichen die Kleidersellerlyrik denn doch bisher noch nicht geschaffen. Bald stellt er Einst und Jetzt in schmerzlichen Kontrast:

„Und allnachgrade ward dies sachte Pendeln
Von Braunschweig nach dem Weghaus und zurück,
Dies kühle Kosen, dies gesetzte Tändeln,
Dies maß- und stilvoll temperierte Glück,
Mit hohem Konsistorium anzubändeln —
Abständig ward es wie ein Modestück,
Das dreiunddreißigmal in sieben Wochen
Bei Bödemann die Bretter hat bekrochen ...

Dabei gedenkt man alter Sellerzeiten
Und fragt sich weiter: wie war's möglich nur,
Aus jener Tage Flug herabzugleiten
Auf diese gegenwärt'ge Landkutschfuhr?
Wie kann man sich — kein Fakir tät's — bereiten
Solch unaussagbar schmerzliche Tortur?
Der Dekadenzmensch lernt zwar viel ertragen,
Doch hierzu braucht's 'nen ganz besondern Magen."

Bald ironisiert er vom Standpunkte der vermeintlichen „Tugendboldigkeit der Weghäusler" das Alte, das er liebte, und das Neue, das er haßte:

„Bekennen wir's, es waren Sündengänge
Zum Grünen Jäger und daher bei Nacht.
Was lockte uns? Sinnloses Wortgepränge,
Der Lügenmären nie erschöpfter Schacht,
Bier, Tabak, Würste, Schelmenliederklänge,
Längst abgestandner Witze Niedertracht.

Jawohl, das war's, um was wir Afterklugen
Zehn Jahr durch Seel und Leib zu Markte trugen.

Und alle fühlten, nein, so ging's nicht weiter —
Sie fühlten's, aber keiner sah es ein.
‚Wie ist doch der Philister viel gescheiter!'
Seufzt einer wohl; jedoch ihm folgen — nein!
Wir stiegen immer tiefer auf der Leiter,
Ein Tritt noch und wir tunkten häßlich ein.
Da reichte uns die bessre Sellerjugend
Zum Seitensprung den Krückstock ihrer Tugend.

Nun ist das Alte, Gott sei Dank! vergangen.
Ein löblich neues Leben blühet auf.
Zum Grünen Jäger zöge man mit Zangen
Uns jetzt vergebens — unser Wochenlauf,
Zum Weghaus führt er, wo mit Rosenwangen
Die fromme Jugend unser harrt, zuhauf
Mit Wolfenbüttels edelsten und besten
Vernunftbegabtesten Sonnabendgästen."

Und wieder, wenn es ihm gelungen war, wie im Herbste 1898, noch einmal für etliche Donnerstage eine Pilgerschaft zum Grünen Jäger zusammen zu bringen, jauchzte er auf:

„Und so geschah's! Die langgemiednen Wege
Durch Nacht und Nebel trat man wieder an;
Und wieder wird man inne, daß die Pflege
Des Übermenschtums nur gedeihen kann
In jenem märchenhaften Waldgehege
Gen Aufgang, wo dem Zwang, der Acht, dem Bann
Gemeiner Üblichkeiten selbst die Zagen
Den Esel bohren und ein Schnippchen schlagen."

Eitle Hoffnung, vergebene Mühe! Zwar von Raabes Seite hätte nichts mehr im Wege gestanden: der älteren Töchter Glück und Gedeihen, das Aufwachsen blühender Enkelkinder und die stille Macht der Zeit hatten ihn verwinden, wenn auch nicht vergessen lassen. Zu einzelnen besonderen Gelegenheiten war er für den Grünen Jäger wieder zu haben, und so konnten wir noch in den neunziger Jahren mehr als einen Gedächtnisabend draußen mit ihm begehen. Aber es waren eben — Gedächtnisabende, an denen man aus der arca circitorum, dem „Schranke der Trödler", die alten Schriften und Drucke hervorholte und mit Sang und Rede auf Stunden das Leben von ehedem wieder in den altvertrauten Raum täuschte, um mitten darin und gerade darüber am stärksten zu empfinden, daß kein noch so kunstgerechter Knoten den Faden da zum Weiterspinnen wieder anknüpfen könne, wo er vor sechs — acht — zehn Jahren gebrochen war. Raabe hatte recht: der „Geister" wurden allgemach zu viele, und wieviel waren denn überhaupt von uns noch da, die um d i e s e n „Trödel Bescheid wußten"? Schon überwog allgemach die dritte Generation, und die war auf eine neue Zeit gestimmt und auf dem Weghause und in der Ecke daheim. Der Grüne Jäger mit allem, was an ihm hing, war schließlich für uns selber historisch geworden, und so schied er mit Fug aus dem Alltagsgebrauch und wurde zum geweihten Festlokal der A l t e n , zu denen wir nun auch gehören.

In diesem Sinne brachte Raabe 1901 seine Jubiläumsgäste, Heinrich Hart und Hans Hoffmann, Julius Lohmeyer und Adolf Stern, Paul Gerber und die andern Nächsten und Besten, am zweiten Abend hierher, brach hier das lächelnde Schweigen des offiziellen Festtages

und hielt seine einzige, jene Kleidersellerrede von 1881: er wollte zeigen, daß er auch dieses Fest nur als einer von ihnen und als ein Fest der Gesamtheit „über sich ergehen lasse“. Selbstverständlich daß, als wir weiter den Genius loci für diesen Abend wieder aufweckten, auch Hänselmann einen seiner Meistertöne redete und seiner Taubheit zum Trotz im vollen Behagen saß.

Und so noch ein und das andere Mal später im heimischen Kreise. Auch mit dem Weghause schloß er, wenn nicht innerlich Frieden, so doch guten Vertrag und kam immer ab und an, bei den alten Freunden zu sitzen; bis ihn im Winter auf 1903 eine schwere Krankheit hart anstieß, also daß er „eine ganze Nacht mit dem Tode um die Wette rannte“ und lange Monate brauchte, sich wieder zu erholen. Ein Herzleiden blieb nach, und als wir — wiederum, wie bei Raabe, der getreue Engelbrecht voran — im Frühjahr 1904 auch seinen siebzigsten Geburtstag zum 4. März rüsteten, diesmal im Bunde mit dem Geschichtsverein und dessen „Intimen“, denen er seit Jahren sein regstes Interesse und seine schönsten Verse geschenkt hatte, da ahnten wir und wußte er, daß es der letzte war. Eine milde Winterabendsonne lag trotz Sang und Klang über der Feier, aber doch die Sonne! Und sie lag auch über seinem Schwanenliede, der noch einmal in allen Farben spielenden Dankrede, zumal über dem Schluß: „Ich halte still, ich bin fröhlich. Und ich weiß es zu erkennen.

Wohlan denn, habet Dank, vielliebe Herrn
Und gute Freunde! Euer Gruß und Segen
Entfacht zum Hochglanz meinen Abendstern,
Dringt mir ins Herz, wie linder Maienregen,

Und schwellt, weiß Gott, den lang verschrumpften Kern
Im Innersten mit wonnigem Bewegen,
Entwindet mich aus Abenddunkelheiten
Trägt mich zurück in Morgensonnenzeiten . . ."

Achtzehn Tage später fanden ihn an einem Vormittage die Archivbeamten über seiner Arbeit gebückt sanft eingeschlafen, die Feder noch in der Hand, den Frieden der Ewigkeit in dem weißen Gesichte. Ave, pia anima! Es steht wohl um sie.

Und die Kleiderseller und Raabe, was gilt von uns? Durfte er wirklich trotz alle dem sein: „So waren wir, so sind wir, so bleiben wir!" wiederholen und dürfte er es noch heute? Ich sage ja und freudig ja! In Wahrheit haben nur einmal wieder in dieser wechselvollen Welt die Formen sich gewandelt, der Geist ist derselbe geblieben, — ja, er ist eher stärker geworden, einheitlicher — s e i n Geist! Die ihn auf dem Weghause umgeben und die meisten von denen, die ihn, bald viele, bald wenige, der eine heute, der andere morgen, in seiner Ecke zur gewohnten Abendstunde aufsuchen, sie sind mit seinem Geiste durchtränkt, denn sie sind mit seinen Büchern groß geworden. Und gerade weil der Geist dieser Bücher, Gott sei Dank, nun nicht mehr in engen Gemeinden und stillen Konventikeln ein Leben der Diaspora führt, sondern im deutschen Leben überall eine wirkende Macht geworden ist und sein Name für ungezählte Tausende das Symbolum der Zusammengehörigkeit, darum hieß es auch für „den Kleiderseller": „Gehe aus dem Kasten!"

Das ist die innere Notwendigkeit und Vernunft, weshalb wir mit ihm für alle, die da kommen wollen,

offene Tafel haben müssen in der Ecke und auch auf dem Weghause und weshalb wir das in diesem Bewußtsein mit Freuden tun. Wohl hatte auch der Grüne Jäger seine Gäste aus der Ferne, da kamen Hänselmanns Hansagenossen, Koppmann, von der Ropp, der treffliche Weyland; da brachte Steinway Virtuosen, wie Reisenauer, und Musikschriftsteller, wie Eduard Hanslick, mit; da tauchten, dank Freund Mollenhauer, Bienemann von Reval und der Philosoph Teichmüller von Dorpat auf; aber von Kunstgenossen Raabes wüßte ich nur den Landsmann Hans Herrig und den alten Wiking Hermann Allmers zu nennen. Jetzt strömt es seit Jahren herzu von allen Seiten, klingende Namen und getreue Menschen. Längst war Hans Hoffmann von Wernigerode aus ein lieber, oftgesehener Gast — sein schönes Raabebüchlein trägt die Spuren davon —, aber welch ein bunter Reigen ist seitdem bei uns eingekehrt und an uns vorübergezogen! Zahn und Frenssen und Speck und Ganghofer, Keller, der Dichter des „letzten Märchens", Detlev von Liliencron, Otto Ernst, Hermann Anders Krüger, der auf dem Lessingschen Weghause zuerst sein „Kronprinzen"-Drama vorlas, Carl Busse, Anna Ritter und wie viele noch!

Der Kleiderseller weiß diese Ehr' und Freude, die ja eigentlich ihm nicht gilt, die er aber doch mitgenießt, nach aller Gebühr zu würdigen. Aber, meine Verehrtesten, auch alldem gegenüber bleiben wir, die wir sind und waren, — auch darin Jünger des Meisters, der unwandelbar in sich ruhend, der Fülle der Gesichte lächelnd standhält. So wenig einst das stockstille Schweigen, so wenig beirrt ihn heute das huldigende Rauschen im ganzen Blätterwalde. Nur heller gestimmt durch die

leuchtende und wärmende Sonne seines Lebensabends, als einst, da er unter Wolken ging, scheint er mir im übrigen seit den fünfundzwanzig Jahren in allem unverändert an Seele und Leib. Als wir 1906 seine Fünfundsiebzig feierten und zwar diesmal wieder auf dem Grünen, da schritt der hohe Alte in seinem langen schwarzen Rock, den Schlapphut über das noch immer nicht kahle Haupt gezogen, das braune Plaid über der Schulter, genau so fest den andern vorauf die Stunde hinaus und in tiefer Nacht wieder heim, wie damals, als wir zuerst diese Straße zogen. Und ebenso geistesfrisch, so scharf im Denken und Urteilen, so unbegreiflich sicher in Wissen und Gedächtnis erweist ihn jede Stunde des Zusammenseins. Noch gibt er das Vorbild, Konvenienz und falsche Rücksicht mit freiem, ehrlichem Wort zu durchbrechen und das Kind unverhohlen beim Namen zu nennen, noch liebt er sich den Kreis „so bunt wie möglich“ und hält auch dem Jüngsten gegenüber an seinem Satze: „Wir sind alle eines Alters!“ Und also gilt es von ihm noch immer und heute erst recht:

„Gar manchen sah er abwärts zieh'n
In Amts- und Eheketten,
Sah manchen feig von hinnen flieh'n,
Half manchen Toten betten;
Doch ob die alte Kompanei
Ihm schmolz wie Schnee im Märzen,
Er hält dem jungen Volk die Treu
Mit Hand und Mund und Herzen.“

Will's Gott, noch manches gute Jahr! Einst freilich wird es an dem jungen Volke sein, „den Kleiderseller“

in Braunschweig aufrecht zu erhalten; die Formen wird dann wieder die Zeit finden und geben, wenn nur der Geist der Alten, die ihn geschaffen haben, sie mit Leben erfüllt. Wenn aber wirklich einmal ein Letzter seine Kappe an den Nagel hängen sollte, „sich als einzelner fühlend“, dann mag ihn das eine trösten, daß das Gedächtnis der Sippe, die mit ihm ausgeht, unvergänglich ist, gebunden an den Namen Wilhelm Raabe.

Der alte Herr.

Persönliche Erinnerungen von Hans Martin Schultz, Braunschweig.

(Im Einverständnis mit dem Verfasser unter neuem Titel aus dem „Montagsblatt“ der Magdeburgischen Zeitung, 1911 Nr. 36.)

Ein lebhafter Plauderer war Wilhelm Raabe wohl nie gewesen und hatte sich im Kreise guter Freunde vorwiegend mit aufmerksamem Zuhören beschäftigt, worin ja bekanntlich auch ein gut Teil der Kunst der Unterhaltung besteht. Aber seit seinem 70. Geburtstage machte er doch einen etwas anderen Eindruck.

Sein Freund Louis Engelbrecht nebst einer Anzahl von Getreuen unternahm es, diesen Tag, den 8. September 1901, zu einer würdigen Feier zu gestalten. Sie verlief noch großartiger, als man zu hoffen gewagt hatte. Zwei Universitäten verliehen ihm den philosophischen Ehrendoktor, Fürsten schmückten ihn mit hohen Orden, aus allen Teilen des Vaterlandes eilten Freunde des Dichters zusammen, um dem Jubilar den Zoll ihres Dankes darzubringen. Im deutschen Blätterwalde be-

gann es mächtig zu rauschen, und die rasch steigenden Auflageziffern vieler seiner Bücher zeigten, daß auch das Publikum zu begreifen anfing, was für einen Schatz der Alte von Braunschweig aufgehäuft hatte. Und vor allem, es war keine Mache. Daß auf die Springflut von 1901 auch wieder eine Ebbe folgte, war ja natürlich, aber nie wieder trat ein auch nur annähernd ähnlicher Tiefstand ein, wie vor diesem Jahre. Und das war doppelt bemerkenswert, weil der alte Herr unter seine schriftstellerische Tätigkeit einen Strich gemacht hatte. 1899 hatte er „Hastenbeck“ herausgegeben, und nun erklärte er, nicht mehr schreiben zu wollen. Es sei besser, man sage: wie schade, daß er nichts mehr dichtet! als: er hätte aber auch aufhören können, es ist nichts mehr mit ihm! Es ist das eine ähnliche Erkenntnis, wie sie Hettner einmal in seiner Literaturgeschichte über Nicolai ausspricht: „Es ist die wichtigste, wohl aber auch die schwierigste Aufgabe in der Lebenskunst eines alternden Schriftstellers, richtig herauszufühlen, wann für ihn die Zeit des Schweigens gekommen ist.“ Unwillkürlich dachte man an andere hochbetagte Schriftsteller, die immer weiter produzierten und doch eigentlich tot waren, und verglich damit Raabe, der sich gern einen Schriftsteller a. D. nannte und, ohne ein einziges neues Buch zu bieten, von Jahr zu Jahr bekannter wurde. „Ich habe nun über vierzig Bände geschrieben, die können sie ja erst mal lesen“, pflegte er zu sagen, und — man las sie. Man konnte kaum eine literarische Zeitschrift aufschlagen, ohne daß sein Name darin vorkam, immer als Wertmesser für andere. Eduard Engel nannte ihn den größten lebenden deutschen Erzähler, Professoren veranstalteten in ihren Seminaren Übungen

über seine Werke, Doktoranden bearbeiteten Aufgaben, die aus seinem Schaffen gewählt waren. Eine äußerst umfangreiche Korrespondenz setzte ein, und da der gütige Alte jede Zuschrift, wenn sie nicht unartig war, beantwortete, so nahm sie einen großen Teil seiner Zeit ein. Selbstverständlich brachte fast jede Post Widmungsexemplare von neuen Büchern, aber auch des Leibes Nahrung und Notdurft wurde von genannten und ungenannten Gebern nicht vergessen. Köstlicher alter Wein, duftende Gravensteiner, ein Sack Kaffee aus Guatemala, eingemachte Früchte, Baumkuchen (aus Magdeburg), Torten u. dgl. kamen nicht nur zum Geburtstage, sondern auch zu anderen Zeiten. Mancher dachte auch daran, daß der alte Herr gern einen bunten Blumenstrauß auf seinem Tisch hatte, und besonders reizvoll war das Geschenk eines befreundeten Bildhauers, der ihm aus Südamerika wunderbar farbenprächtige Riesenschmetterlinge mitgebracht hatte.

Eine große Freude war es für den alten Herrn, daß er seine Anhänger unter allen Bekenntnissen, Ständen und Parteien fand. Protestanten, Katholiken und Israeliten sprachen sich für ihn aus; Konservative, Nationalliberale und Sozialdemokraten waren unter seinen Lesern. Auch ein fürstliches Geschwisterpaar bekannte es vor aller Welt, was es von dem greisen Dichter und Lebensweisen hielt. Die Großherzogin Elisabeth von Oldenburg besuchte ihn in seiner Wohnung, und Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg hat ihm stets eine so feinsinnige und verständnisvolle Huld erwiesen, daß der Dichter eine wahrhafte, tiefe Freude darüber empfand. Kaum war der Herzog als Regent in Braunschweig eingezogen, so ließ er gleich an einem der ersten Tage den

Dichter zu sich rufen; und obwohl er sonst gerade der strengen Innehaltung der Formen sehr zugetan ist, verzichtete er in diesem Falle darauf, sie zu verlangen, oder vielmehr erwies er umgekehrt ihm Auszeichnungen, die den staunenden Dienertroß auf einmal den schlichten schwarzen Rock mit einer Hochachtung betrachten ließen, die ihm eine Stunde vorher noch fremd gewesen war. So hatte er sich auch für den Meister eine Überraschung ausgedacht, die auch dem Geber selbst offensichtlich eine herzliche Freude bereitete. „Zu einer Besichtigung" wurde Raabe eines Tages vom Regenten nach dem herzoglichen Museum bestellt. Und als man in dem ersten Hauptsaale angekommen war, sah sich Raabe beim Umwenden plötzlich vor seiner Büste, die der Herzog von Ernst Müllers Meisterhand in Marmor hatte ausführen lassen und die dem Museum als dauernder Schmuck verbleiben sollte. „Im engsten Ringe, im stillsten Herzen weltweite Dinge" steht darunter, Worte aus dem Lebensliede des „Hungerpastors", die Freund Brandes ausgewählt hatte. Auch Briefe gingen hin und her zwischen dem Dichter und seinem hohen Gönner; und was dem aufrechten Mann, dem tiefblickenden Weisen, dem feinen Herzenskündiger am meisten Bewunderung vor menschlicher Größe einflößte, war, daß der hohe Herr ihm gegenüber nicht wie der Fürst zum Untertanen, sondern wie der Freund zum Freunde sprach. So hat der Herzog Johann Albrecht dem alten Herrn noch wenige Wochen vor dessen Tode eine rechte Herzensfreude bereitet. Raabe hatte ihm bei einer wichtigen Gelegenheit einen Brief gesandt, und nun teilte ihm der Herzog mit, er habe diesen Brief mit auf seine Reise nach Ostasien genommen, und zwar tat er das in einem so menschlich

schönen Schreiben, daß dem Dichter, der gewiß nicht weich veranlagt war, beim Lesen Tränen der Freude die Augen feuchteten.

Und nun kehre ich zu meiner Behauptung am Anfange dieser Ausführungen zurück. Raabe hatte in den letzten Jahren ganz entschieden das Gefühl, daß die Zahl derer, die ihn schätzten, doch viel größer gewesen und geworden war, als er gedacht hatte, daß seine Lebensarbeit nicht vergeblich war; und das nahm ihm etwas wie einen Druck von der Seele, er war freier, zufriedener, gesprächiger, er durfte sich in einem zwar späten, aber um so schöner leuchtenden Abendsonnenschein wärmen. Das spricht sich deutlich aus in dem Glückwunsche, den er 1907 an Adolf Wilbrandt richtete: „Nur mutig über die Schwelle! Die Tür ins Einundsiebzigste kann immer noch in eine Weihnachtsstube führen." Er selbst hatte eben das Gefühl, nach einem schönen Frühjahr, einem leidlichen Sommer, einem rauhen Herbst und einem kalten Winter am Ende des Lebensjahres doch noch in eine Weihnachtsstube gekommen zu sein, wo ihm und den Seinen das deutsche Volk seine Liebe, seine Verehrung und die Gelübde der Nachfolge auf seinen Bahnen unter dem strahlenden Baum aufgebaut hatte. Und das blieb auch seine Meinung: als man in dem „Kalender „Brunswiks Leu" für die einzelnen Monate Sprüche aus seinen Werken ausgesucht hatte, sagte er: „Am meisten freut es mich, daß Sie das mit der Weihnachtsstube abgedruckt haben." Und einstmals, als die Nachricht kam, daß der „Hungerpastor" in irgendeine Balkansprache übersetzt sei, sprach er in berechtigtem Selbstgefühl mit mildem Lächeln: „Jawohl, auf der ganzen Linie gesiegt!"

Wilhelm Raabe führte eine streng regelmäßige Lebensweise, aber seine Tageseinteilung war seltsam. Da er sehr spät zur Ruhe ging, blieb er morgens recht lange im Bette liegen und las dort seine Zeitungen, Briefe usw. Etwa um 3 Uhr wurde zu Mittag gegessen, dann hielt er ein Schläfchen und trank Kaffee, und von 5 bis 7 Uhr war die Zeit, wo er Besuche am liebsten empfing. Da kamen seine alten und jüngeren Freunde aus der Stadt, um mit ihm zu plaudern, und vielfach auch auswärtiger Besuch, Schriftsteller und Künstler, die ihn kannten, oder auch Verehrer aus der Fremde, die den Schöpfer ihrer Lieblingsbücher einmal von Angesicht sehen und seine Stimme hören wollten. Da kam ein Arzt aus Moskau, der ihm für seine innere Entwicklung das Beste zu verdanken erklärte, ein Ehepaar aus Graz, dessen Eltern mit Raabe zusammen den Nationalverein gegründet hatten, ein Student, der auf einer Wanderung in Böhmen die Kapelle auf dem Karlstein besucht hatte, wo einst des Reiches Krone ruhte, Freunde aus der Stuttgarter Zeit, Leute von der Waterkante u. a. m., alle von ihm zwar in dem historisch gewordenen Schlafrocke, aber mit der größten Liebenswürdigkeit aufgenommen. Besonders Damen gegenüber war der alte Herr völlig Kavalier.

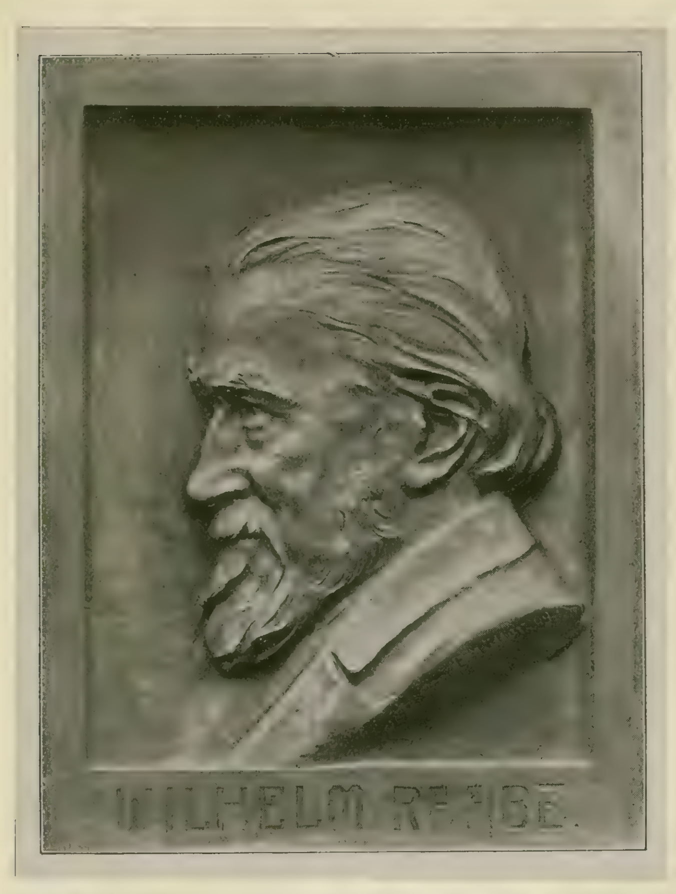
Sein Arbeitszimmer war ein großer, hoher Raum, dessen Wände zur Hälfte von der Bibliothek des Dichters eingenommen wurden. Außerdem hingen da viele Bilder über dem Sofa, Porträts der Familie Leiste, Vorfahren seiner Gattin, die zu Lessings engerem Bekanntenkreise in Wolfenbüttel gehört hatten, ein Shakespeare, ein Bismarck, ein Bild von Karlstein, eine Photographie der Sperlingsgasse oder vielmehr Spreestraße in Berlin u. a. m.

An seinem zierlichen Schreibtische am Fenster sah man ihn selten sitzen; in der Regel las, schrieb und plauderte er in einem Lehnsessel am Sofatische, auf dem die Bilder seiner Kinder und Enkel standen. Seine eine Tochter ist mit dem Oberstabsarzt Dr. Wasserfall in Rendsburg verheiratet, eine andere mit dem Oberlehrer Dr. Behrens in Braunschweig, seine älteste Tochter, die Malerin Margarete Raabe, wohnte mit den Eltern zusammen. Wenn man ans Fenster trat, so sah man auf einen großen, freien Platz, auf dem zu seiner Freude die männliche Schuljugend ihre Turnspiele zu halten pflegte, weiter schweifte der Blick nach der alten Leonhardskapelle, die zu dem Hospital der Sondersiechen gehört hatte, nach dem Schilldenkmal und dem Grabe der hier erschossenen Schillschen Soldaten und weiter nach rechts hinüber nach den Gräbern von Lessing und Joachim Heinrich Campe und umfaßte so in einem Halbrund einen guten Teil der Stoffwelt der Raabeschen Werke.

Um 7 Uhr brach Raabe auf, zog seinen schwarzen Rock und den Überzieher an, wobei ihm niemand helfen durfte (ebenso wie er es nicht gern sah, wenn man ihm ein brennendes Streichholz zur Zigarre reichte), setzte den großen, breitrandigen Hut auf und nahm einen derben Stock zur Hand, und dann ging's mit langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten zum Großen Klub, wo er eifrig Zeitungen las. Unterhaltung war in dem Lesezimmer naturgemäß nicht sehr beliebt. „Ja, da sitzen wir, fast immer dieselben Herren, um den Tisch“, erzählte er einmal; „man kennt die Gesichter, aber die Namen versteht man bei der Vorstellung doch nicht. Ab und zu fehlte einer, und dann las ich gleichzeitig, daß ein Mann mit einem bekannten Namen gestorben war. So habe

6*

ich im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Herren kennen gelernt.“ Raabe hatte eine erstaunliche Fertigkeit im Zeitunglesen. In verhältnismäßig kurzer Zeit erledigte er die hauptsächlichsten Blätter und Zeitschriften und zwar bei seinem wunderbaren Gedächtnisse doch so, daß er genau Bescheid wußte. Um 9½ Uhr erschien er dann in der Herbstschen Weinstube in der Raabe-Ecke, wo außer Bildern von ihm selbst ein altes Gemälde von irgendeinem Junker in der Tracht des Dreißigjährigen Krieges an der Wand hängt (den Junker von Denow nannten wir ihn im Scherz). Hier saß er jeden Abend bis ein Viertel nach zwölf, trank eine halbe Flasche Rotwein und ein Glas Burgunderpunsch und ging dann nach Hause. Jetzt erst aß er sein belegtes Brötchen zu Abend und fing darauf noch an zu lesen, um erst lange nach Mitternacht sein Lager aufzusuchen. Sein ständiger Gesellschafter bei Herbst war Herr Tellgmann, ein Altersgenosse, der eine lebendige Chronik von Braunschweig war und noch ist und die interessantesten persönlichen, politischen und kulturgeschichtlichen Anekdoten und Einzelheiten zu berichten wußte. Sonst wechselte die Zahl der Besucher. Manchesmal nur ein paar gute Bekannte, manchesmal soviel Gäste, daß an den allen bekannten viereckigen Tisch noch mehrere daran gesetzt werden mußten. Allerdings ist zu sagen, daß Raabe um so mitteilsamer war, je kleiner der Kreis war, der sich zusammengefunden hatte. Am zahlreichsten war die Korona an den Winterabenden, wo auswärtige Schriftsteller hier Vorträge gehalten hatten und dann die Gelegenheit wahrnahmen, mit dem alten Herrn ein Stündchen zu verbringen. Da kamen Detlev v. Liliencron, Karl Spitteler, Klara Viebig, Otto Ernst, Gabriele Reuter, Börries



Ernst Müller-Braunschweig: Raabe-Relief von 1909.

v. Münchhausen, Fritz Anders, Gustav Falke, Ludwig Ganghofer und viele andere, und dann faßte die Weinstube nicht die Scharen derer, die bei der Gelegenheit „auch mal mit dabei sein“ wollten.

Am wohlsten aber fühlte sich Wilhelm Raabe in zwei klubartigen Vereinigungen, die je zweimal im Monat tagten, in dem Künstlerklub zum „Feuchten Pinsel“, wo Johannes Leitzen und Bohnsack ihm besonders nahe standen, und bei den „ehrlichen Kleidersellern“. Mitten zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel liegt in dem Orte Klein-Stöckheim eine Wirtschaft, die nach einem dort früher aufgestellten Schlagbaum das „Große Weghaus“ heißt. Ausgetretene Stufen führen zu einem Zimmer im hochgelegenen Erdgeschoß empor, wo vor fast anderthalbhundert Jahren Lessing und Leisewitz sich zu treffen pflegten. Dort kommen am ersten und dritten Sonnabend jedes Monats aus Braunschweig und Wolfenbüttel die Kleiderseller zusammen. In Braunschweig pflegte man Wilhelm Raabe abzuholen. Dann ging's nach dem im Süden der Stadt gelegenen Augusttore und darauf mit der Straßenbahn nach dem Weghause. Die Schaffner strahlten, wenn sie die Kavalkade herankommen sahen, denn wo Raabe dabei war, waren von allen Trinkgelder zu erwarten, ebenso wie bei Herbst die den Kriegsruf verkaufenden Soldatinnen der Heilsarmee den Alten und seinen Kreis stets mit Erfolg brandschatzten. Unter der Zahl der regelmäßigen Besucher überwogen die berufsmäßig für Literatur interessierten höheren Schulmeister aller Grade. Aber es waren auch Geistliche dabei, Künstler, Beamte der städtischen und der staatlichen Regierung, Juristen, Redakteure, Mathematiker, Schriftsteller, Bibliothekare, Forstleute und Vertreter anderer

Berufe. Im Weghause steht ein großer runder Tisch, zur Hälfte von einem geräumigen halbrunden Sofa umgeben. An einem Ende des Halbkreises saß Raabe, links von ihm der nun auch schon verstorbene Professor Konrad Koch, einer der ältesten Freunde des Dichters; er hat auch oft über ihn geschrieben, ja, seine letzte Arbeit galt dem Andenken des großen Freundes. Rechts hatte der Oberschulrat Wilhelm Brandes seinen Platz, Raabes Biograph und bester Freund. Er war das am meisten belebende Element des Kreises. Die Unterhaltung drehte sich meistens um literarische Gegenstände. Jeder suchte nach Kräften dazu beizutragen. Da hatte einer eine schöne Erstausgabe eines klassischen Werkes oder einen seltenen modernen Druck aufgetrieben und zeigte seine Schätze herum, oder ein anderer ein paar alte kulturgeschichtlich interessante Flugblätter aus dem 17. Jahrhundert. Wieder ein anderer erzählte begeistert von einer neu erschienenen Dichtung; es wurde Widerspruch laut, eine lebhafte Debatte setzte ein, im Umsehen war man mitten in ästhetischen oder philosophischen Problemen darin. Oder es wurden bühnentechnische und andere praktische Theaterfragen erörtert, die schriftstellerische Technik besprochen, Fälle von unerfreulichem literarischem Handwerksbetrieb vorgetragen. Auch schöne Abbildungen von Kunstwerken wurden mitgebracht, künstlerische Eindrücke wiedergegeben, die der eine oder andere Kleiderseller auf Reisen im Auslande gewonnen hatte. Wer produzieren konnte, las auch wohl einige Sachen vor und bot sich der Kritik des Kreises dar: Brandes eine Ballade, Engelbrecht ein Lied oder eine dramatische Szene, Bücking eine Prosaskizze, Löser ein paar Akte eines neuen Dramas, Hans Sommer einen Artikel über

musikalische Fragen allgemeiner Art und dergleichen mehr. Auch auswärtige Gäste wurden eingeführt; ich nenne Heinrich Spiero, Abitz-Schultze, Max Adler, von der Hallischen Latina (jetzt Direktor in Salzwedel), Hans Henning, der Herausgeber des Anton Reiser, und mehrmals war Hermann Anders Krüger da und las uns seinen „Kronprinzen" vor und Stücke aus Kaspar Krumbholz. Von Raabes Werken wurde nach Möglichkeit nicht geredet, denn das liebte der alte Herr nicht. Aber alles drehte sich um ihn, insofern alles — unbewußt — eigentlich in erster Linie für ihn bestimmt war, und jeder sich zuerst fragte: Was wird wohl Raabe dazu sagen? Viel zu reden pflegte er nicht, aber jeder horchte natürlich auf, wenn er das Wort ergriff. Da faßte er in seine tiefe Rocktasche und holte mehreres hervor. „Heute morgen habe ich einen interessanten Brief gekriegt, hören Sie mal an!" Oder er sagte: „Nun möchte ich mal Ihre Meinung hören, da ist ein seltsames Ansinnen an mich gestellt." Oder das Zigarrenpaket kam. Raabe war ein sehr fleißiger Raucher, und da der Inhalt der Zigarrentasche für den langen Abend nicht ausreichte, wickelte er sich drei Zigarren außerdem in den Tageszettel des Meyerschen geschichtlich-geographischen Abreißkalenders. Beim Auswickeln warf er dann meistens einen Blick auf die Daten des Kalenders, und da hieß es dann: „Wissen Sie, was heute für ein Tag ist?" Und nun erzählte er aus dem Schatze seiner geschichtlichen Erinnerungen, etwa von dem Jubel des Jahres 1848 oder von den Unannehmlichkeiten, die ihm in den sechziger Jahren sein Eintreten für Preußen in Stuttgart bereitet hatte. Ein anderes Mal empfahl er ein Buch, ich denke besonders an Paul Kellers „Letztes

Märchen“ und an Jesse und Maria der Enrika von Handel-Mazzetti. Oft aber saß er schweigsam da, verfolgte jedoch alles mit gespannter Aufmerksamkeit. Und dann brach er wohl einmal polternd in heftigem Zorn los, wenn die Rede auf eine Unredlichkeit oder auf einen erbärmlichen Mangel an nationalem Sinne kam. Gelegentlich warf er auch, wenn die Unterhaltung einmal stockte, eine paradoxe Bemerkung hin und freute sich heimlich, wenn dann alle nach dem Köder schnappten und im Widerspruch sich das Gespräch belebte. Nur selten sprach er über sich selbst, und man mußte es ebenso vorsichtig wie listig anfangen, wenn man darüber etwas erfahren wollte, ohne ihm lästig zu fallen wie ein Ausfrager. Ein ganz feiner Kopf hatte die Vermutung ausgesprochen, offenbar sei Raabe von Arnims Kronenwächtern stark beeinflußt; da erwiderte er schmunzelnd, daß er die überhaupt nie gelesen, im übrigen aber auch überhaupt mit den Romantikern nicht viel im Sinne habe. Die Literarhistoriker haben bekanntlich verschiedene, voneinander abweichende Versuche gemacht, seine Werke zu gruppieren oder zeitlich aufeinanderfolgende Epochen in seinem Schaffen abzugrenzen. Dabei spielt dann die sogenannte Trilogie (Hungerpastor, Abu Telfan, Schüdderump) eine große Rolle. Er aber erklärte, mit Abu Telfan beginne ein neuer Abschnitt seiner dichterischen Entwicklung. Einmal sagte er sogar von dem unmittelbar vorhergehenden Büchlein „Drei Federn“: Das ist mein erstes selbständiges Werk. Er meinte wohl, daß er hier zuerst vermieden habe, seinen Gestalten ein Schicksal nach dem damals üblichen Romanschema zu bescheren. Adlers Ausführungen über die Trilogie in einem Salzwedeler Programm fanden seinen Beifall. Er lehnte es ab, daß ein Kritiker gemeint habe, Raabe

wolle vor allem diese oder jene Ideen zum Ausdruck bringen: „Nein, so entsteht ein Buch nicht, nicht nach einem Rezepte!“ Und noch kurz vor seinem Ende rief er einmal aus: „Ich will kein Heimatdichter sein, sondern ein deutscher Dichter!“ Wenn es sich um ein genaues Datum, besonders um die Entstehungszeit eines Werkes handelte, dann nahm er ein Notizbuch aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Hand („Den Bleistift hat mir noch meine Schwiegermutter geschenkt!“) und entschied die Frage nach kurzem Blättern. Was Raabe auch zur Unterhaltung beitrug, immer war es eigenartig, nie unbedeutend, oft überraschend, aber dennoch, wie sich dann herausstellte, treffend.

Als wir Wilhelm Raabe am ersten Augustsonnabend 1909 zu den Kleidersellern nach dem Weghause abholten, sah er nicht gut aus und klagte etwas über sein Befinden, was nicht seine Art war. Aber niemand ahnte, daß dies das letzte Mal sein sollte, daß Raabe am runden Tische des Weghauses saß. Bald nachher trat er, wie alle Jahre um diese Zeit, die Sommerreise zu seiner verheirateten Tochter nach Rendsburg an. Aber es fehlte die alte Frische und gute Laune; dazu war das trübe Wetter nicht geeignet, ihn zu den gewohnten Spaziergängen zu locken. Da hatte er das Unglück, auszugleiten und sich das rechte Schlüsselbein zu brechen. Die Verletzung war an sich nicht gefährlich und heilte bald wieder völlig; aber da er so lange sich einige Schonung auferlegen und noch längere Zeit den rechten Arm in der Binde tragen mußte, so erschien ihm sein Zustand viel schlimmer, als er tatsächlich war, und er litt seelisch außerordentlich darunter. Bisher hatte ihm eigentlich nie etwas Ernstliches gefehlt, nun war er krank: bisher war er ein Hüne gewesen, dem das Alter

nichts anhaben konnte, nun hatte es ihm passieren müssen, daß er gefallen war und sich etwas gebrochen hatte, ja, daß er, der Mann der Feder, ein paar Wochen nicht schreiben konnte. Er erschien sich selbst auf einmal als gebrechlicher Greis, was er in der Tat damals noch gar nicht war, ja er wühlte selbst mit einem gewissen schmerzlichen Behagen in diesen Vorstellungen. Der Maler Immenkamp schickte ihm eine große Photographie von dem Porträt, das er im Winter für das Vaterländische Museum gemalt hatte, und von dem Raabe sehr entzückt war. „Da sehen Sie mich noch in meiner vollen Kraft, und jetzt bin ich körperlich fertig." Einmal war er sogar dabei, alte Briefe und Andenken zu ordnen und alles Entbehrliche zu verbrennen; und als ich meinte, er sei ja der reine Velten Andres, erwiderte er: „Ja, gerade in der Stimmung bin ich jetzt!" Allein er erholte sich ganz gut wieder, hielt jedoch an der Vorstellung fest, die er z. B. in einer Karte an einen berühmten süddeutschen Maler in die Worte kleidete: „Ein von schwerer Krankheit sich Erhebender . . ." In dieser Zeit hatte er sich auch viel mit ernsten Gedanken beschäftigt und über den Abschluß des Lebens, den er so oft mit fester Hand in seinen Werken dargestellt, in Beziehung auf sich selber nachgesonnen. „Damit bin ich nun im Reinen!" Der Tod sollte ihm in seiner Familie bald darauf eine schmerzliche Lücke reißen. Im Januar 1910 starb seine hochbetagte Schwester, die er sehr liebte, und die von früh auf seinem Schaffen ein tiefes Verständnis entgegengebracht hatte. Die Aufregung gab ihm aber auch einen Anstoß, sich aufzuraffen. Aus dem Nachlaß hatte er eine schöne alte Schillerausgabe übernommen und nun saß er und las mit Begeisterung wieder Schillers Werke, die ihm lange Jahre nicht in die Hände gekommen

waren. Überhaupt las er in diesem letzten Jahre lauter Bücher, die ihn in jungen Jahren beschäftigt hatten. Von der fürsorglichen Tochter ermutigt und geleitet, nahm er auch im Frühjahr seine abendlichen Gänge nach der Herbstschen Weinstube wieder auf und saß wohl drei Wochen lang manchen Abend wieder auf seinem gewohnten Platze, lebhaft an allem teilnehmend, ganz wie sonst. Da zog er sich im April eine Erkältung zu und dann — vermutlich die Folge davon — ein Blasenleiden, das recht schmerzhaft war und ihm die Möglichkeit nahm, auszugehen. Die Kräfte verringerten sich, der Körper magerte trotz der sorgsamsten Pflege ab; die mannigfachen Beschwerden seiner Krankheit ertrug er mit Resignation. Besonders schmerzlich war es ihm, daß er, ans Zimmer gebannt, sich nicht mehr so gut um das bekümmern konnte, was in der Literatur vorging; aber nach Möglichkeit suchte er sich durch eifrige Lektüre des Eckart und des Literarischen Echos auf dem laufenden zu erhalten, und wenn man ihn besuchte, so mußte man ihm vor allem von neuen Büchern und dergleichen erzählen. Seine Freunde suchten ihm, so gut es ging, durch Besuche die erzwungene Einsamkeit zu erleichtern. Der Treueste der Treuen war Wilhelm Brandes, der mindestens einmal jede Woche von Wolfenbüttel herüberkam. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörten Prof. Konrad Koch, Bohnsack, Direktor Leitzen, Justizrat Engelbrecht, Regierungsrat Reidemeister, Stadtgeometer Kahle, Prof. Bergmann und andere. Von auswärts kamen liebe Freunde wie der Bildhauer Ernst Müller-Charlottenburg, Prof. Sträter aus Magdeburg, Dr. Heinrich Spiero aus Hamburg und der Oberbibliothekar Geiger aus Tübingen, der manchmal in der Täglichen Rundschau das Wort für ihn ergriffen hatte. Er

erlebte noch die Auszeichnung, daß ihm am 7. August auf dem Großen Sohl im Hils, in der Nähe seiner Heimat Eschershausen, ein Denkmal errichtet wurde, das erste, das einem Dichter bei seinen Lebzeiten errichtet ist, und er erklärte, seine eigentliche Freude wäre, daß alle umsonst dazu beigesteuert und dafür gearbeitet hätten. An seinem letzten Geburtstage, den er bei leidlichem Humor verlebte, überreichte ihm eine Abordnung der Brüder vom Großen Sohle, die alle Jahre um die Wintersonnenwende dort unter Führung von Direktor Freytag eine Raabefeier veranstalten, eine künstlerisch ausgeführte Urkunde mit der Ernennung zum Ehrenmitgliede. Im Oktober machte ihn die Universität Berlin bei ihrer Jubelfeier zum Ehrendoktor der Medizin, wobei er listig lächelnd erzählte, er habe im Kolleg einen großen Teil der Sperlingsgasse geschrieben, um Wärme und Licht zu „schinden". Aber nun wurde er schwächer und schwächer. Es kam die Zeit, wo es auch von ihm galt: „Wahrlich, es geht keine Müdigkeit über die des Starken und Tapferen." Müde wurde er, aber er blieb klaren Geistes und zeigte stets die gleiche Freundlichkeit, das gleiche Interesse am Wohlergehen seiner Freunde. Anfang November ging es ihm so schlecht, daß sein Schwiegersohn aus Rendsburg mit der Familie kam; ein paar Tage hütete er das Bett, und das Ende schien heranzunahen. Da aber stand er wieder auf, empfing noch einmal Besuche und ließ sich etwas über ein neues Buch erzählen. Dann legte er sich wieder, allein die Ärzte erklärten, es gehe ihm besser, und es könne noch einige Tage oder Wochen mit ihm dauern, ja er selbst machte Pläne und sprach vom kommenden Weihnachtsfeste. Doch es sollte nicht sein, am 15. November gegen Abend kam das Ende. Er nahm noch am Sterbe-

tage an allem Anteil, was um ihn her vorging, und tat bis zuletzt Äußerungen. Er starb mit sich und der Welt vollkommen in Frieden. „Ihr alle miteinander . . . alles schön . . . alles gut . . . mein lieber Brandes . . .“ so konnte man von ihm vernehmen. Als ihm seine treue Lebensgefährtin mit der Hand über die Stirn strich, sagte er noch: „Das ist schön“. Dann war er auf einmal still eingeschlafen. Am andern Morgen standen wir an seiner Bahre, und unwillkürlich dachte man an Frau Regula Amrain: „Sie streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen und der eine so edle Leiche barg zu Seldwyla.“ Noch einen letzten Blick auf unsern lieben „alten Herrn“. Und die das Glück gehabt hatten, bei seinen Lebzeiten seine Güte und Freundlichkeit zu erfahren, gelobten sich mit stillem Händedruck ihm auch übers Grab Treue zu halten und durch ihre Herzen bebte das Wort aus dem Schüdderump: „Es ist uns eine Ehre, Euch lieb zu haben!“

Die Raben.

„Die Raben fliegen und fliegen!“
So meldet das zage Gezwerg
Dem Träumer von deutschen Siegen,
Dem Alten im hohlen Berg.

Dort schläft er und träumt er noch immer,
Wie draußen der Weltlauf kreist;
Dort lauscht er dem Zwergengewimmer,
Der Alte, der deutsche Geist.

Was können die Kleinen ihm künden,
Die ewig das Kleine nur schaun?
Das sollt' er sinnig ergründen,
Was ihm die Raben vertraun.

Die dringen mit scharfem Blicke
Der bunten Welt auf den Grund,
Die Sterne, die Weg' und Geschicke
Der Menschen sind all ihnen kund.

Sie kennen den Hunger der Seelen,
Die Sehnsucht der Gasse zum Stern;
Die härtesten Schalen verhehlen,
Sie wissen's, den süßesten Kern.

Sie lassen sich nicht betrügen
Vom schönen und schlimmen Schein;
Sie haben ihr helles Vergnügen
An allem, was echt und rein.

Sie rufen aus Winkeln und Engen
Den deutschen Adel heraus;
Wo alte Nester hängen,
Da fühlen sie sich zu Haus.

Sie lachen der Toren und Narren
Und lieben die Kinder der Not;
Sie folgen dem furchtbaren Karren
Und fürchten sich nicht vor dem Tod.

Sie schauen die kleinsten Lichter,
Des Glühwurms Wunder im Gras;
Sie sind die wahrhaftigen Dichter,
Die Weisen im Ernst und im Spaß.

Wer will sie des Ruhmes berauben,
Der einst sie den Göttern gesellt?
Sie tragen den Siegesglauben
Durch allen Wandel der Welt.

Ihr Deutschen, ihr ewigen Schwaben,
O lernt nur den Rechten vertraun!
Hört auf die treuen Raben
Und nicht auf der Zwerge Geraun!

In Euch soll der Held sich erheben,
Die Siegesfahne, sie rauscht — —
Ein Rabe entflog nur eben.
Habt ihr ihm recht gelauscht? — —

Bad Brückenau, den 22. Mai 1912. H. v. Wolzogen.

Raabe der Deutsche.

Von Heinrich Spiero, Hamburg.

Als Wilhelm Brandes am Grabe Wilhelm Raabes nicht nur für sich, sondern für ungezählte Trauernde zu sprechen hatte, nannte er den abgeschiedenen Dichter: Du deutsches Gewissen! Gewiß sprach er dabei zum guten Teil aus den persönlichen, menschlichen Eindrücken, die er in seiner Lebensfreundschaft mit Raabe erfahren hatte; und dennoch werden ihm nicht nur diejenigen zugestimmt haben, die ein tiefen Dankes wertes Schicksal mit dem Menschen Raabe zusammengeführt hat — sondern auch, wer nur den Dichter Wilhelm Raabe gekannt hat, wird Wilhelm Brandes ohne Besinnen, ja aus besonders tiefer Freudigkeit beipflichten. Denn wenn man sich fragt,

welcher neuere deutsche Dichter im auszeichnenden Sinne das Beiwort „deutsch“ verdiene, so wird einem vor allen anderen immer wie von selbst Wilhelm Raabe vor Augen stehn — vorausgesetzt, daß man ihn wirklich kennt, vorausgesetzt ferner, daß man sich über den Begriff des nationalen Dichters klar ist. Denn, wenn man freilich darunter vor allem den lebhaften Aufrufer zum Kampf, den heroldmäßigen Begleiter in Streit und Sieg meint — dann würde man schwerlich Wilhelm Raabe so charakterisieren können. Denn nur einmal, in dem Liede Fritz Wolkenjägers aus dem Jahre des großen Hungers 1817 („Nach dem großen Kriege“) tönt ein fortreißend hymnischer Klang durch Raabes Schriften:

Ans Werk, ans Werk, mit Herz und Hand
Zu bauen das Haus, das Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, und laßt euch nicht Ruh,
Gegraben, gehämmert zu und zu!
Mit Händen hart, mit Händen weich
Behauen die Steine zum Bau für das Reich;
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,
Keine Rast, bis das Haus zustand gebracht —
Ans Werk, ans Werk!

Keine Hand ist so schwach, keine Kraft so gering,
Sie mag tun zu dem Bau ein gewaltig Ding;
Mancher Geist gar stolz, von gar hellem Schein,
Mag doch nur verwirrend leuchten darein!
O bietet die Herzen, o bietet die Hand,
Daß sich hebe der Herd im Vaterland!
Ans Werk, ans Werk, es ist Gottes Will!
Fluch dem, der dem Ruf nicht folgen will:
Ans Werk, ans Werk!

Aber dieses Pathos allein macht nicht den nationalen Dichter, sonst stünde in diesem besonderen Sinne Herwegh über Goethe, Geibel über Hebbel. Es kommt vielmehr an auf die besondere und dabei unabsichtliche Darstellung deutschen Wesens durch die Dichtung selbst, und es kommt an auf die dauernde aufbauende Wirkung, die noch arbeitet, wenn mancher anfeuernde Kampfruf mit der Gelegenheit verklungen ist. Es handelt sich also auch nicht darum, den nationalen Wert der Sänger von 1848 und 1870 zu mindern — nur darf der dauernde völkische Wert anderer, herberer Naturen nicht hinter das grellere und hellere Wort der Stunde zurücktreten.

Dann freilich erscheint Wilhelm Raabe als deutsch im eigentlichsten, ja im ausschließenden Verstande; man kann ihn sich vom Satzbau bis zum Gestaltenbau schlechthin nicht anders denn als Deutschen vorstellen; und wenn es überhaupt das Unding einer internationalen Kunst gäbe, so würde unter allen deutschen Dichtern vielleicht keiner ihr ferner stehen als dieser. Mit welcher Feinheit und welcher Selbstverständlichkeit weiß Wilhelm Raabe sich in jeder Zeit deutschen Lebens zurechtzufinden — mag er nun von der deutschen Furie am Beginn des 17., mag er von der Sehnsucht zur deutschen Einheit in der Mitte des 19. Jahrhunderts sprechen. Er kennt den großen deutschen Menschen und sieht in ihm immer mit dem sicheren Blick des geborenen Humoristen den Punkt, wo auch er, der Große, ganz der Sohn des kleinen Stückes Scholle seiner Geburt ist, wo der Mutter Hand wichtiger erscheint als die Krone und der Ruhmeskranz. Man kann nicht oft genug die allgemach berühmt gewordene Stelle aus dem „Abu Telfan" hervorheben: „Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel

seiner Kraft aus dem Philistertum und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder andrer Völker, wie sie heißen mögen: Shakespeare, Milton, Byron; Dante, Ariost, Tasso; Rabelais, Corneille, Molière; sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht; in dem Lande aber zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag; dampft es immerfort wie frisch gepflügter Acker und trägt jeder Blitz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts schlägt, einen Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegnen mögen. Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche uns durch die Zeiten vorausschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Werkstatt, die Schreibstube und die Ratsstube; und selbst Friedrich von Schiller, der doch von allen unsern geistigen Heroen vielleicht am schroffsten mit Nippenburg und Bumsdorf brach, fühlt doch von Zeit zu Zeit das herzliche Bedürfnis, sich von einem früheren Kanzlei- und Stammverwandten grüßen und mit einem biederen „Weischt“ an alte natürlich-vertrauliche Verhältnisse erinnern zu lassen.“

Raabe selbst gehört ganz und gar in diese Reihe, auch darin der Vielgestaltigkeit deutsches Stammeslebens und deutscher Geschichte entsprossen, daß er immer wieder völlig als der Sohn seiner niedersächsischen Heimat zwischen Harz und Solling, zwischen Weser und Elbe

7*

erscheint. Dann aber wächst er auch immer wieder über diesen Boden empor, recht mit der deutschen Sehnsucht ins Weite, ins Hohe, ins Blaue. Viele seiner Helden, besser gesagt seiner Menschen, haben jenen romantischen deutschen Sehnsuchtszug, von dem schwärmenden, ein wenig komischen jungen Professor aus „Eulenpfingsten“ bis zu dem Hungerpastor, ja bis zu dem Wirklichen Geheimen Rat Friedrich Feyerabend hinüber, der aus den Jubelfesten der großen Welt, von den Wonneburgen der Walchen zu Ludchen Bock, an den Maienborn von Altershausen und in die Weihnachtsstube der toten Eltern fährt.

Aus der tiefgründigen Kenntnis der deutschen Geschichte und des deutschen Schrifttums schöpfte Raabe nicht den Vorwand zu altertümlicher Bemalung und Bekleidung seiner Gestalten, — diese Bildung war ihm nur unerschöpflicher Lernstoff zur Ergründung des deutschen Charakters. „Wir sind nachdenklich deutsches Volk, und es ist kein anderes, das so gut und ehrfurchtsvoll mit den Toten umzugehen weiß“ — das ist so eine Bemerkung, die gewissermaßen nebenbei abfällt und in Wirklichkeit erst das Ergebnis langer, scharfer, liebevoller Beobachtung heimischen Lebens und heimischer Menschen sein kann. Es wird bei Raabe nicht Hurra gerufen, aber die volle Empfindung für die Größe eines Menschen und eines Augenblicks kommt dafür um so echter heraus. Und gerade wieder ist es, wie so oft bei ihm, der Unscheinbare, der Herumgestoßene, der Übersehene, der das letzte Wort spricht; als der Magister Noah Buchius vom Kloster Amelungsborn mitten im Getümmel des Siebenjährigen Krieges seinen Herzog Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg am Odfeld trifft, da heischt er nichts von ihm und sagt dem Heerführer zu dessen Staunen nur: „Der

liebe Gott segne Sie auf Ihren schweren, blutigen Wegen, und reiten Sie nur ruhig weiter! Wir werden ja auch schon sehen, wie wir mit Gottes Hilfe durchkommen. Wir werden durchkommen gut oder schlecht, Durchlaucht; aber der alte Magister Buchius, der Sie mit seinen Unbequemlichkeiten auf ihrem schwersten Wege unnötig aufhielte und molestierte, der würde sich darob die bittersten Vorwürfe und Reprochen machen." „Brave Worte" nennt das der erstaunte Fürst, und in solchen braven Worten, mitten zwischen der notgedrungenen Roheit und Selbstsucht großer Entscheidungen steckt das schlichte und in seiner Schlichtheit große deutsche Menschentum Wilhelm Raabes. Mit feinstem Reiz weiß er so ganz verschiedene Ausprägungen besonderen deutschen Lebens nebeneinander zu stellen. Ja, er legt es scheinbar geradezu darauf an, die gemeinsamen Seiten des Volkscharakters in ihrer Ausbildung bei Menschen verschiedener Hantierung und Herkunft vorzuweisen. Gleich in der „Chronik der Sperlingsgasse" setzt er so seinen Johannes Wachholder zwischen eine ganze Reihe von Vertretern verschiedenster Lebenswelten. Da ist der demokratische Zeitungsschreiber, aber freilich von der liebenswürdigsten Art, der Doktor Wimmer, neben dem aus seiner Bitterkeit nicht immer gleich emporzuziehenden Karikaturenzeichner Strobel; da ist Johannes Wachholder selbst, der einsam für andere lebende Beobachter der Welt, zwischen den ehrsamen Handwerkern der Gasse, und unter ihnen die Großmutter, die noch aus eigener Anschauung um die harte und große Zeit des Druckes und der Befreiung weiß. Und wiederum aus diesen Kreisen sogenannter kleiner Leute erwächst Raabes erster großer deutscher Jünglingstypus, Hans Unwirrsch, der Hungerpastor. Das tiefe deutsche religiöse

Sehnen, das sich in den Handwerkergestalten Jakob Böhmes und Hans Sachsens für alle Zeit verkörpert hat, lebt ja in dem Vater Unwirrsch; und die krause Lebensweisheit der Base Schlotterbeck und des Oheims Grünebaum vereinen sich mit dem schlichten Wissen der in Armut geprüften Mutter Unwirrsch, Hans reichliche Fracht fürs Leben mitzugeben. Auch jener hungrige Idealismus in äußerster leiblicher Bedrängnis, wie ihn der Lehrer Silberlöffel verkörpert, kommt hinzu. Und dann jene deutsche Derbheit, jene holzschnittmäßige Linienkargheit, wie sie die alten Soldaten an sich haben, denen Hans Unwirrsch kein kleines Stück seiner Lebens- und Herzensbildung dankt.

Vollendeter, reifer und zugleich im höchsten Sinne humoristischer bildet sich freilich, und in unverkennbar deutschen Zügen, mancher spätere Raabesche Mensch, vor vielen der Vetter Just Everstein der „Alten Nester". Nichts gelten ihm äußerer Glanz, Adel, gesellschaftlicher Schliff, aber alles herzhafte Arbeit, zähes Durchsetzen. Hier ist jenes Deutschtum, das sich heute langsam zu gefestigen scheint, jenes Deutschtum, das in der Fremde bar nicht daran denkt, sich aufzugeben, sondern sich im Gegenteil als Deutschtum durcharbeiten will. Dieser Just Everstein in der Siedelung Neu-Minden in Amerika, zu dem die Leute auf eine halbe Tagesreise weit zum Buchstabierspielen zusammenkommen — das ist der deutsche Bringer der Bildung, der nicht nur den Acker, sondern auch die Köpfe urbar macht — „in einem Lande, wo jedes Kind, sowie es das Licht der Welt erblickt hat, sofort sich auf das Praktische legt und mit seinen Eltern über seine ersten natürlichen Geschäfte an zu handeln fängt". Und er, Just Everstein, erarbeitet sich jenseits

des großen Wassers den alten deutschen angestammten Steinhof und kehrt auf ihn zurück. Und wiederum steht er nicht allein, sondern mit ihm, dem Humoristisch-Derben, der Stürmer, der heiße Kopf, eine immer wiederkehrende deutsche Gestalt, Ewald Sixtus, ein Mann, dazu angetan, die Welt auch im größeren Maßstabe zu erobern, schon ein Bürger des weiteren Deutschland, auch er aber nicht wurzellos, auch er mit tausend Banden an die Heimat gekettet, in der alter Spuk freilich keinen Platz mehr haben soll.

Denn dies echt deutsche Bekenntnis zur Freiheit geht freilich überall bei Raabe mit, von jener unvergeßlichen Erzählung der Großmutter aus der Franzosenzeit mit ihrem Nachhall aus dem Munde der Jüngeren bis zu dem Ausklang des Horns von Wanza und bis zu dem Augenblick, da der Schandpfahl in Poppenhagen, auf Geheiß der Alten aus der unfreien Zeit, von den Jungen aus der freien Zeit umgeschlagen wird. Das geschieht in den „Leuten aus dem Walde", und hier lebt dann auch ganz jener deutsche Träumer, der das Leben nicht unten, sondern oben erkennen lehrt, in den Sternen: Heinrich Ulex (der Vorname schon ist der alte deutsche Sehnsuchtsname); er lehrt, wie, nach ewigen Gesetzen, jedes Glied der großen Gemeinschaft wandelt, und er lehrt am dunklen Erdentag an die Gestirne denken und über allem Sturm und Ungewitter „ruhig lächeln".

Wann aber darf man ruhig lächeln? Nicht immer! Es gibt schon Stunden, wo Lachen und selbst Lächeln Verbrechen wäre. Aber lächeln darf man, wenn allzu heftige Festlust den Kern der Dinge zu überkränzen versucht, und man darf den begeisterten Festredner wohl einmal für eine Stunde einsperren, wenn man weiß, daß er im Kern

seines Herzens seinen Schiller doch anders begreift als durch lautes Wort auf dem Markt. Gerade in diesem Sinne ist der „Dräumling“ ein so feines und deutsches Buch; denn ihm fehlt jene eiskalte Ironie, die das Ekelwort vom Hurra-Patriotismus aufgebracht hat, in ihm lebt aber ganz jener deutsche Idealismus, der da weiß: Die Eigentlichen, die weiter führen, die brauchen das laute Feierwort nicht und tragen ihren Schiller (und es braucht ja nicht Schiller, es kann auch Bismarck sein) auf tief dankbaren Herzen. Immer wieder dringt diese Kunst zum Kern, und immer wieder strebt sie der Veräußerlichung des Lebens entgegen in jenem deutschen Sinn, den doch alle unsere Großen verkörpern, der ihnen allen jene besondere eckige Schwere gibt und sie bis zu einem gewissen Grade fremden Völkern unverständlich macht.

Dieser Blick für das Wesenhafte schärfte Wilhelm Raabe die Sinne für die Aufnahme des Großen und Größten und für die Ausdeutung künftiger Geschicke. In „Des Reiches Krone“ und an mancher anderen Stelle lebt sichtbar solches Wissen von den großen Kämpfen — es lebt aber im Grunde überall, hinter und über den oft so alltäglichen Vorgängen Raabescher Werke. Wie der brave Hofschieferdeckermeister und Landwehrmann Wilhelm Schönow aus Berlin sehr genau weiß, wann man nicht an sein Portemonnaie, sondern an das große Ganze denken muß, so steht hinter allen Einzelmenschen Raabes die volle Wucht deutscher Geschichte. Man versteht diese Geschichte freilich noch einmal so gut, wenn man ihn kennt, wenn man die Naturgeschichte des deutschen Menschen aus seinen Dichtungen gelernt hat; aber man braucht, umgekehrt, zur vollen Erkenntnis seiner Größe auch wieder die Ausrichtung auf die deutschen Geschicke. Denn wenn

auch Wilhelm Raabe keine Zeitromane geschrieben hat, so stehen seine Menschen doch oft und oft ganz im Scheine der Geschichte, vom Johannes Wachholder der Sperlingsgasse, der da sagt: „In diesem Wissen liegt die Zukunft — Gott segne das Vaterland!" bis zum Hungerpastor und dem Berlin seiner Lehrzeit. Und wie von den Hämelschen Kindern des Jahres 1284 bis in die erzwungene Mußezeit Bismarcks von „Altershausen" Wilhelm Raabe nahezu den ganzen Umkreis deutschen Lebens erforscht und erfüllt hat, so gibt die lange Reihe seiner Gestalten etwas wie einen Verwandtenkreis deutscher Menschen, die bei aller charakteristischen Verschiedenheit familienhafte Züge tragen.

Freilich kommt noch anderes hinzu: Zu Hause in jenem bergigen Lande zwischen zwei deutschen Strömen, ganz vertraut mit jedem Winkel des Bodens zwischen Magdeburg und Osnabrück, Minden und Braunschweig, kannte sich Raabe doch auch sonst in Deutschland gut genug aus und hat uns Stuttgart und Dresden, Wien und die Unterelbe mit immer wieder überraschender Sicherheit geschildert; ja er hat einzelnen seiner Menschen einen leichten provinzialen Hauch gegeben, selbst da, wo er nicht aus persönlicher Anschauung sprach (ich denke z. B. an den Königsberger Regierungsrat Wunnigel). Er wußte ums deutsche Leben überall, und darum nun die stille Kraft seiner Hinausdeutung in die Ferne. „Ich denke, das ganze 19. Jahrhundert wird wohl noch über die Wehen, welche das deutsche Volk ins Licht der Welt gebären sollen, hingehn" — das hat er 1860 niedergeschrieben. Und sicherer hat nie ein Dichter prophezeit, was er selbst noch erleben durfte, als Raabe im Jahre 1863 in den „Leuten aus dem Walde" die entscheidende Bedeu-

tung, die einst die Länder am Stillen Ozean, Japan vor allem, auch für uns in Europa und Deutschland haben würden.

So erklärt sich auch die Erscheinung, daß Raabe zwar den Schauplatz seiner Dichtung häufig in die Nähe seiner braunschweigischen Heimat und in diese selbst verlegte und doch nie im Bewußtsein seiner engeren Landsleute ein eigentlicher Heimatdichter war. In allen Teilen Deutschlands vielmehr saßen in der Zeit von Raabes Vergessenheit versprengte Raabe-Leser, und in allen Teilen Deutschlands und unter den Deutschen in der Zerstreuung sitzen heute fast gleichmäßig die, die sich zu seinem Werke bekennen. Er ist eben kein enger Partikularist, in keinem Sinne, er möchte jenen Idealismus bewahren, der Deutschland im Grunde groß gemacht hat, ohne den die schlimme Zeit der Zerrissenheit und des Druckes niemals die Kräfte hätte zeugen können, die dann die Zeit der Einheit und der Freiheit herbeigeführt haben. Er wollte Deutschland nicht eng, nicht kleindeutsch, den Deutschen nicht geduckt und stubenhockerisch, er wollte ihn freilich auch nicht prahlerisch, und der veräußerlichte Sportsmann nach englischem Muster war sicher nicht sein Ideal. Er war ein Mensch von Sehnsucht nach deutscher Größe und Einheit, und er hat dem weiter waltenden und breiter schaltenden nationalen Leben seiner Mannes-, Meister- und Greisenjahre das Beste von dem schlichten deutschen Menschentum seiner Jugend- und Reifezeit erhalten wollen. Es wird zu den entscheidenden Tatsachen deutscher Zukunft gehören, ob Raabes Lebenswerk künftigen Geschlechtern immer mehr ins Herz wächst, ob es ihnen immer mehr unvergänglicher Besitz wird; denn dieses Lebenswerk erfordert Zucht und Versenkung, stille Aufmerksamkeit

und ein warmes Herz, Abwendung vom bloßen Schein und Lauschen auf die Innenstimmen; es erfordert Einfühlung in andere und nicht rücksichtsloses Drauflosschreiten nur für sich; es erfordert Verinnerlichung statt Veräußerlichung, und es lehrt zwar immer wieder in die Gassen, aber auch immer wieder über sie hinaus und hinauf nach den Sternen sehn. Es wird einmal eine Probe auf die Erhaltung der besten nationalen Kräfte im deutschen Volke sein, ob unsere Nachkommen mit demselben schlichten und freudigen Nachdruck wie er selbst Wilhelm Raabes Wort werden nachsprechen wollen: „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, deutsch zu verstehen."

Die jüdischen Gestalten bei Raabe.

Von Josef Baß, Wien.

Weit über tausend Haupt- und Nebenpersonen aus allen Lebenskreisen treten uns in den 63 größeren und kleineren Romanen und Erzählungen entgegen, die Raabe in seinem arbeits- und entsagungsvollen Leben dem deutschen Volke geschenkt hat: Adelige, Bürger, Bauern, Anwälte, Ärzte, Beamte, Geistliche, Gelehrte usw. Auch mit den Juden beschäftigt er sich, von gelegentlicher oder nebensächlicher Erwähnung abgesehen, eingehender im Frühling, im Hungerpastor, in Hollunderblüte, Gedelöcke, Höxter und Corvey und Frau Salome, und sie spielen eine durchaus nicht unangenehme Rolle, wenn wir Moses Freudenstein, alias Dr. Theophile Stein im Hungerpastor ausnehmen, und die Erzählung Gedelöcke, in der neben protestantischer jüdische Unduldsamkeit und Engherzigkeit im Zeitalter der Aufklärung verspottet wird.

Raabe zeigt auch hier den Grundzug seines Wesens, tiefe Menschenliebe und unerschöpfliche Güte. Wie er, der bewußte Protestant, überall dem Katholizismus und dem einzelnen Katholiken Gerechtigkeit widerfahren läßt, so eben auch dem jüdischen Volke und dem einzelnen Juden.

Und das ist mit ein Geheimnis seiner Kunst. Nicht Schablonen oder Karikaturen führt er uns vor, wie die Flut der Romane, die sich seit Ende des vorigen Jahrhunderts mit den Juden beschäftigen, sondern wirkliche Menschen mit ihren guten und schlechten Eigenschaften.

Schon in seinem zweiten Buche, dem „Frühling", tritt in der engen Welt der Dunkelgasse, „in der das Proletariat der Menschheit wohnt", eine jüdische Familie, Vater Jakob Rosenstein mit seinen beiden Töchtern, Rahel und Ruth, bedeutsam hervor. Dem Proletariate gehören auch sie an. Rosenstein hält einen Trödelladen, eine dunkle, halb unterirdische Höhle. Vermittelst eines Aushängeschildes kündigt er den Vorübergehenden an, daß an dieser Stelle allein im Weltall die höchsten Preise für getragene Kleidungsstücke, Gold- und Silberwaren und so weiter gezahlt würden. Trotzdem und obwohl er vor dem neuesten, elegantesten Kostüme keinen Respekt hat und alle Vorübergehenden aufs Unverschämteste zu Handelsgeschäften einladet, wirft der Laden offenbar durchaus keinen reichen Ertrag ab; denn von seinen Töchtern, die er zu den bescheidensten, liebenswürdigsten Mädchen des Viertels, „unser Klärchen natürlich ausgenommen", auferzogen hat, muß die ältere, die kleine, bleiche, kränklich aussehende, häufig an Kopfweh leidende Rahel nicht nur als Nähterin bei Madame Cölestine Mecker zum Haushalte beitragen, sondern auch, da die Mutter tot ist, von dem Modesalon heimeilend, in Wirtschaft und

Küche, selbst bei der Reinigung des Ladens mithelfen. Und die kleine Ruth versieht gelegentlich das Amt einer bezahlten Krankenwärterin, wozu sie sich wegen ihres sanften Wesens und tiefen Gefühls und ihrer Unermüdlichkeit vorzüglich eignet.

Die Familie steht daher nicht nur mit dem alten, ewigen Privatdozenten Dr. Justus Ostermeier, der sich für mancherlei, auch für Philosophie der Geschichte und daher auch für den Kleiderjuden Rosenstein interessiert, auf dem besten Fuße, so daß er z. B. Rahel gegenüber seine gewöhnliche Grobheit vergißt, sondern auch mit der ganzen übrigen Bewohnerschaft der Dunkelgasse, die sich ebensowenig wie die jüdische Familie um die konfessionellen Unterschiede kümmert, mag auch Rosenstein bedauern, daß der brave Mann, der Herr Dr. Ostermeier „nicht gehört zu uns". Nächstenliebe verbunden mit der größten Zartheit des Gefühls zeichnen alle drei aus, auch den Vater Jakob mit seinem ehrenwerten, wenngleich greulichen, beinahe gräßlichen Haupte. Das zeigt sich in der Teilnahme des „Patriarchen", der an seiner Tür „ein großer, grausamer Philosoph" geworden ist, an dem Schicksale der armen Frau, deren Wärterin Ruth ist. Er hat bemerkt, daß in dem Gesichte der Fremden ein Trauerspiel gelegen habe, wohl nicht ohne ihre eigene Schuld. Und als Ruth, bleich und verstört, ihren Tod meldet, meint er: „Natürlich! Hab' ich doch gelesen das Zeichen auf ihrer Stirn, wie sie kam vor zwei Monaten und niedersaß auf diesem Stuhl da und nichts wollte haben als ein Glas Wasser zu kühlen ihre Zunge. Der fremde Mann wußt' auch, als er sie hinaufschaffen ließ oben hin, wo sie nun tot liegt, daß sie schwerer trug am Leben, als Gottes Geschöpfe eigentlich sollten." Und als sich in Jakobs

Laden, dem Mittelpunkt der Gasse, die Nachbarinnen mit lautem Geschwätz über das aufregende Ereignis unterhalten und auf Ruth einstürmen, wiederholt diese nur immer: Ich kann nichts erzählen, ich weiß nichts, und macht sich in einem Winkel zu schaffen, um ihren Blicken zu entgehen, obwohl gerade sie von dem Verhältnisse der Sängerin Lida und des fremden Doktors mehr weiß als jeder andere. Derber weist Rosenstein die Zudringlichen zurück: „Dummes Zeug, Frau Schlenker, bitt' um Entschuldigung, wollt' ich doch nur sagen, reden Sie doch nicht solche albernen Geschichten." Ihm, dem Erfahrenen, ist die Welt eine kuriose, wunderlich kuriose Welt. „Wollt' ich doch sein ein grausam, mächtig bezahlter, poetischer Dichter, wenn ich hätt' gelernt zu schreiben Verse."

Das wieder genesene Klärchen soll in ihre Wohnung zurückkehren. Da fegen, bürsten, kratzen und scheuern im Verein mit den anderen Freundinnen Ruth und Rahel das Zimmerchen, daß es eine Lust ist, und empfangen sie dann auch gemeinsam mit ihnen. Erscheint also schon das Verhältnis zur Nachbarschaft als ein herzliches, so ist es natürlich noch herzlicher zwischen dem Vater und den Töchtern, die miteinander zart und innig verkehren. Es sind demnach alle drei überaus ansprechende Personen, und dem ehrenwerten Charakter des Trödlers tut sein groteskes Äußere und seine absonderliche, jüdelnde Sprache durchaus keinen Eintrag. Nicht ohne Absicht wird er Patriarch genannt, nicht ohne Absicht erhalten die Töchter die Namen von zwei der anmutendsten Frauen des Alten Testaments, und unter den zahlreichen lieblichen Mädchengestalten des Dichters stehen die beiden Judenmädchen wahrlich nicht an letzter Stelle.

Auf ganz andere Ansichten Raabes über die Juden

könnte man bei oberflächlicher Betrachtung des Charakters des Moses Freudenstein alias Dr. Theophile Stein im „Hungerpastor“ schließen. Ist doch dieser Jude einer der wenigen vollendeten Schurken, die unser Dichter gezeichnet hat. Dennoch würde man sich einen schweren Irrtum zuschulden kommen lassen. Ich kenne wenig Charaktere, die psychologisch so tief begründet, so folgerecht angelegt, so in sich geschlossen sind, als dieser Renegat und Schuft.

Sicher lag dem Dichter nichts ferner, als in Moses, der „Konfession“ oder wie man jetzt, sei es auch noch so falsch, zu sagen beliebt, der „Rasse“ nahe treten zu wollen! Sagt doch sogar ein so feiner Beurteiler und Kenner Raabes, wie Ad. Stern, sich selbst widersprechend, über den „Hungerpastor“ und die Gestalt Freudensteins: „Meisterhaft sind die Gegensätze des Hungers in den Studentenfiguren des Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein dargestellt. Wir haben hier mit wahrhaft typischen Gestalten zu tun und während kein Mensch den liebenswürdigen und durch und durch humanen Dichter in Verdacht ziehen wird, daß er konfessionellen oder Rassenhaß verbreiten wolle, hat ihn die Lauterkeit seiner Natur und die leidenschaftliche Hingabe an das Beste in der deutschen Volksseele zu einer Darstellung wie jener des Moses Freudenstein alias Dr. Theophile Stein geführt.“ (Stud. z. Lit. d. Gegenw., 2. A.) So richtig der Vordersatz, so falsch ist der Nachsatz, wie ich nicht bloß aus dem Buche selbst, sondern mit den eigenen Worten Raabes beweisen werde.

Vom Hunger in seinen verschiedensten Gestalten will der Dichter handeln; wie der Hunger Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein zu ganz entgegengesetzten Zielen

führt, ist das Ergebnis des Romans. Daß dem Dichter und jedem Leser der Hunger des armen Schustersohnes der echte, wahre Hunger ist, versteht sich allerdings. Meine Aufgabe ist es also zu zeigen, warum als Vertreter des unechten, falschen Hungers gerade ein Jude gewählt wurde.

Immer und überall steht Raabe auf Seite der Unterdrückten und Verachteten. Nicht nur einzelne Personen, auch unterdrückte Völker und Verachtete finden an ihm ihren Anwalt, die Niederländer, die Wenden und so auch die Juden. Ich erinnere an die „Schwarze Galeere", was die ersten, und an „die Hämelschen Kinder"*), was die zweiten betrifft. Ganz ähnlich wie an dieser Stelle heißt es in bezug auf die Juden im Hungerpastor (S. 32, 25. A.): „In jenen vergangenen Tagen**) herrschte — vorzüglich in kleineren Städten und Ortschaften — noch eine Mißachtung der Juden, die man so stark ausgeprägt glücklicherweise heute nicht mehr findet. Die Alten wie die Jungen des Volkes Gottes hatten viel zu dulden von ihren christlichen Nachbarn; unendlich langsam ist das alte, schauerliche „Hepp, hepp", welches so unsägliches Unheil anrichtete, verklungen in der Welt." Freilich schrieb das Raabe 1862 und wir zählen heute 1912. Doch das nebenbei! „Vorzüglich", fährt Raabe fort, „waren die Kinder unter den Kindern elend daran und der kleine, gelbe, kränkliche Moses führte gewiß kein angenehmes Dasein in der Kröppelstraße .... Wenn er sich blicken ließ, fiel das junge, nichtsnutzige Volk auf ihn, wie das Gevögel auf den Aufstoß. Gestoßen, an den Haaren gezerrt, geschimpft und geschlagen bei jeder

*) Ges. Erz. II. B. 3. Aufl. S. 15.

**) D. h. im ersten Viertel des 19. Jh.

Gelegenheit, ließ er sich so wenig als möglich draußen blicken und führte eine dunkle, klägliche Existenz in der halb unterirdischen Wohnung seines Vaters." „Es wohnten seltsame Leute in dem Keller, die auch ihren Hunger hatten und ihn nach Kräften zu befriedigen suchten." Daß dieser Hunger eben nicht auf Ideale gerichtet sein konnte, zeigt das vierte Kapitel. Moses Vater Samuel war nach einem wechselvollen Leben in Neustadt eingezogen, „nach damaligem, löblichem Gebrauch gleich dem eingetriebenen Schlachtvieh verzollt" und hatte in der Kröppelstraße ein Haus erworben. „Daß die Kröppelstraße den Juden nicht mit den freundlichsten Augen ansah und sich ihm gegenüber nicht auf den Standpunkt des: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst' stellte, brauchte keine Verwunderung zu erregen, aber übertrieben war es doch, wenn die Mütter ihre hoffnungsvollen Sprößlinge vor dem Trödelladen dadurch warnten, daß sie behaupteten, man verfertige darin Würste aus dem Fleische kleiner unartiger und unschuldiger Christenkinder und benutze dazu statt ihrer Därme ihre wollenen Strümpfe." Eine solche Umgebung und Gesinnung war gewiß nicht sehr geeignet, dafür auf der anderen Seite das „Liebe deinen Nächsten" stärker zur Geltung zu bringen, und da sich Haß und Verachtung gegen den Judenjungen auch später überall und jederzeit betätigen, so kann man — und der Dichter hat das sicher nicht ohne Absicht so eindringlich ausgeführt — voraussehen, welche Frucht aus der ausgestreuten Saat aufgehen werde. — Moses, der die große Gabe von der Natur empfangen hat, in seinem Kopf sogleich alles an die rechte Stelle legen zu können, der nie ein wahres, rechtes, echtes Kind gewesen, sucht, unterstützt von dem Vater, nach Waffen für die Zukunft, nicht als Werkzeugen

zum Nutzen und Genuß für sich und die Welt, nein — Waffen, nur Waffen *gegen die Welt*. Solche Waffen aber bietet die Wissenschaft. „Lerne, daß dir schwitzet der Kopf, Moses!“ lehrt der Vater; „wenn du was kannst, kannste dich wehren, brauchste dich nicht lassen zu treten ... und brauchst dich nicht zu fürchten vor keinem.“ Moses begreift: „Und ich brauch, wenn ich lern', mich nicht lassen zu schimpfen und zu schlagen in der Gasse! Ich kann's ihnen heimzahlen, was sie mir tun!“ „Wenn du sagst Kunst und wenn du sagst Geld, kannst du sie stecken alle in den Sack ... Wenn du jetzt sitzest im Winkel, kannst du denken, du bist die Katz' und die Mäus' tanzen vor dir und pfeifen dir zum Hohn. Laß sie pfeifen und lern'. Wenn der jungen Katz' sind gewachsen die Krallen, kann sie spielen mit der Maus und die Maus hat das Schlimmste davon.“ „So will ich sitzen im Dunkeln und will lernen alles, was es gibt, und wenn ich alles weiß und habe das Geld, *so will ich es ihnen in der Gasse vergelten, was sie mir tun*.“ So wird die Drachensaat ausgestreut von beiden Seiten, die Frucht ist das Tun des erwachsenen Moses, als er alles weiß und das Geld hat. Am Gymnasium wird es nicht besser. „In einer Ausnahmestellung befand sich Moses schon durch seine Nationalität und seine Religion, welche ihn hinderten, in dem Gemeinwesen des Gymnasiums mit zu ‚taten‘ und mit zu ‚raten‘.“ Je mehr Wissen er aufhäuft, desto kälter wird sein Herz; mit höhnischem Spott erdrosselt er den letzten Rest der Phantasie, der ihm geblieben war. Mit ererbter und erworbener Geistesschärfe zergliedert er sich und dem Freunde Hans die armseligen, gesellschaftlichen Verhältnisse des Städtchens, die dieser für vornehm hält. Der arme Schusterssohn und der verachtete Judenjunge

müssen gleicherweise zuschauen, wie die andern ihren Spaß haben in der Welt. Hans kann nicht tanzen, er wird es auch niemals lernen, Moses kann es zwar auch nicht, „aber ich werde es lernen, werde aber nicht tanzen mit diesen naseweisen Äffinnen“, erklärt er. Am Abend der glänzend bestandenen Maturitätsprüfung eröffnet ihm der Vater auch den Reichtum, den er als zweite Hauptwaffe in den langen Jahren für ihn zusammengerafft hat. Aber es war eine böse Minute, in der Samuel Freudenstein dem Sohne verkündete, daß er ein reicher Mann sei und daß der Sohn es dereinst sein werde. Von diesem Augenblicke liefen tausend dunkle Fäden in die Zukunft hinaus; was dunkel in Moses' Seele war, wurde von diesem Augenblicke an noch dunkler. Der Egoismus richtete sich dräuend empor und streckte hungrige Polypenarme aus, um damit die Welt zu umfassen. Es war ein schrecklicher Hunger, von dem Moses verzehrt wurde, und zwischen dem Mahl und dem Hungrigen stand ein überflüssiges Etwas, das Leben eines alten Mannes. Der Greis erkennt plötzlich, daß er seinem Kinde mit dem so lange und gut verborgenen Schatz nur Finsternis und Verderben gegeben hat, und diese Erkenntnis bringt ihm den Tod.

Moses bezieht die Universität. „Hat er gelernt zu viel, ist er geworden zu klug, wird er werden ein Verräter an seinem Volke“, seufzen ihm einige alte Judenweiber nach, als er mit Hans die Heimat verläßt. Wie sie beide zurückblicken, fühlen beide einen großen Hunger in ihrer Seele: „Alles, was in verschiedener Weise seinen Anfang genommen hatte, mußte auch in verschiedener Weise seinen Fortgang nehmen.“ Moses geht zu den Philosophen mit der Absicht, viel mehr als nur Philosophie zu studieren. Aus der unansehnlichen

8*

Puppe der Kröppelstraße wird ein recht hübscher, buntfarbiger, munterer, epikuräischer Schmetterling, der Hans durch seine Lebenserfahrung nicht wenig in Erstaunen versetzt. Dem deutschen Vaterland steht er ebenso „objektiv" gegenüber wie allem, worüber sich reden läßt. „Ich habe das Recht, nur da ein Deutscher zu sein, wo es mir beliebt, und das Recht, diese Ehre in jedem Augenblick aufzugeben. Wir Juden sind doch die wahren Weltbürger von Gottes Gnaden, oder wenn du willst, von Gottes Ungnaden ..... Einzelne Narren unter uns mögen diese günstige Stellung aufgeben und sich um ein Adoptivvaterland zu Tode grämen à la Löb Baruch germanice Ludwig Börne", setzt er Hans auseinander, und dessen Einwände und den Vorwurf des Egoismus weist er spitzfindig zurück, und mit ziemlichem Gleichmut erträgt er es, für einen Duckmäuser und „schoflen Kerl" zu gelten, wenn er, in unangenehme Lagen gebracht, sich lieber durch sein schlagfertiges Maul als durch einen schlagfertigen Arm daraus erlöst. So wird er im letzten Semester durch eine famose Dissertation, welche wie die Disputation viel Staub aufwirbelt, Doktor der Philosophie und, soweit er nicht berühmt war, berüchtigt. Nach der Promotion geht er nach Paris, um dort „das Schwimmen zu lernen". Das lernt er allerdings; in Paris wird Dr. Theophile Stein, wie er nach dem Übertritt zum Katholizismus heißt, der vollendete Schurke, dem nichts heilig ist. So bringt er, zurückgekehrt, Verderben in das Haus des Geheimen Rates Götz, wo er freundlich aufgenommen worden ist. In allen Sätteln gerecht, erhält er 1852 den Titel eines Geheimen Rates, „verachtet von denen, welche ihn gebrauchten, verachtet von denen, gegen welche er gebraucht wurde, bürgerlich tot im furchtbarsten Sinne



Ernst Müller-Braunschweig: Raabe-Denkmal auf dem großen Sohl.

des Wortes". Das Schlußergebnis der Entwicklung hat Hans Unwirrsch schon früher in einem Briefe an die Base Schlotterbeck gezogen: „Moses Freudenstein ist tot für mich, und ich bedaure ihn tief, ich trage schweres Leid um ihn. Viel habe ich über die vergangene Zeit nachgedacht und darüber, wie es gekommen ist. Ich habe mich wie durch einen dunklen Irrgarten bis zu den Häusern unserer Väter und der Kröppelstraße zurückgetastet und habe mit Seufzen gefunden, was ich suchte. Der Hunger, der uns beide, den Moses Freudenstein wie den Hans Unwirrsch, ausgetrieben hat in die Welt, hat den Moses zu dem gemacht, was er ist ... In den dunklen armen Hütten sind wir geboren und aufgewachsen, und der Glanz, welcher durch die Spalten und Ritzen der niedrigen Dächer fiel, hat uns gelockt. Böse Geister standen um die Wiege des armen Moses, nur gute um die meine."

Jawohl! Von der Wiege an, in die beide an demselben Tage fast zu derselben Stunde hineingeboren wurden. Moses' Geburt hat das arme Blümchen mit ihrem Leben bezahlt, und so fehlt ihm von allem Anfang an die zart führende Hand der Mutter; der Vater aber, ein polnischer Jude, der das Los der verachteten, mißhandelten Juden so reichlich erfahren, schlägt, um den Sohn vor dem gleichen Los zu bewahren, einen ganz verkehrten Weg ein. Ist es also ein Wunder, daß Moses so werden mußte, wie er ward?

Es hat demnach die Darstellung seines Charakters mit dem Besten des deutschen Volkes nichts zu tun; dargestellt wird vielmehr eine gegensätzliche Entwicklung, hervorgerufen durch gegensätzliche Lebensverhältnisse, wobei allerdings dem Dichter, wie jedem

von uns der Charakter und Lebensgang des armen Schustersohnes unendlich höher steht.

Ich habe aber noch nachzuweisen und zwar mit den eigenen Worten Raabes, daß ihm durchaus nichts ferner gelegen hat, als einen Juden als solchen zum Schurken zu stempeln. Nachdem mein Aufsatz: „Die Juden bei W. Raabe“ erschienen war, veröffentlichte G. Rüef als Bestätigung der darin aufgestellten Behauptung, daß Raabe den Juden unbefangen gegenüberstehe, einen (in der Braunschweigischen Landeszeitung v. 4. Juli 1911 mitgeteilten) Brief einer alten jüdischen Dame in Stadtoldendorf vom 31. Januar 1903 an Raabe, in dem sie ihrer Bewunderung für den Dichter, aber auch ihrem Schmerz Ausdruck gibt, daß „unser vielgeliebter Raabe neben den egoistischen und zynischen M. Fr. keinen anständigen Menschen unserer Abstammung und unseres Bekenntnisses gestellt hat.“ Darauf antwortete der Dichter schon am 4. Februar 1903 (abgedruckt ebend.) unter anderem: „Was aber den übrigen Teil Ihrer freundlichen, aber doch vorwurfsvollen Zuschrift anbetrifft, so muß ich sagen, daß Sie mir Unrecht tun. Behandle ich nicht im Hungerpastor den wirklichen Juden mit allem Respekt? Ist es m e i n e Schuld, wenn Sie den Renegaten noch zu den Ihrigen rechnen? . . . Ich erlaube mir . . . Sie auf die Frau Salome im 3. Bande der Ges. Erzählungen aufmerksam zu machen. Vielleicht entschädigt die jüdische Dame dort Sie für Ihr Mißfallen an Herrn Moses Freudenstein, alias Dr. Theophile Stein. Auch aus „Höxter und Corvey“ in demselben Bande können Sie wohl entnehmen, d a ß i c h n i c h t z u d e n ‚A n t i s e m i t e n‘ z u z ä h l e n b i n, sondern nur wie unser Herrgott in seiner Welt mein Licht in meiner Kunst leuchten

lasse über — Gerechte und Ungerechte. Juden haben in meinem Leben immer mit zu meinen besten Freunden und verständnisvollsten Lesern gehört und daran hat sich bis heute nichts geändert." Das ist deutlich, ebenso deutlich die etwas barsche Antwort, die Raabe einem Herrn S. Buchenheimer auf einen offenbar nicht sehr zartfühlenden Brief zuteil werden ließ: „Für mich hat der Renegat nichts mit dem rechten Israel zu tun und wird letzteres in dem Buche mit dem größtmöglichsten Respekt behandelt . . . Die riesige Freude, Ihren aufgeregten Anklagebrief durch mich widerlegt zu haben, können Sie sich ruhig selber machen, wenn Sie sich ein weniges mehr in meiner Lebensarbeit umsehen und damit zu einem freundlicheren Verständnis meiner Stellung zu Ihren Stammes- und Gastgenossen kommen wollen. Mir steht das Motto aus dem Sophokles über meinem ganzen Lebenswerk und die Juden sind dabei nicht am schlimmsten gefahren." (Mitget. im Israel. Familienblatt vom 8. Dezember 1910 Nr. 49, Hamburg.)

Neben der hervorragenden Gestalt des Moses hat im Hungerpastor auch dessen Vater eine eingehendere Behandlung erfahren. Samuel, ein Seitenstück zu Jakob Rosenstein, was seine Erscheinung und sein Handelsgeschäft betrifft, das er allerdings mit größerem Erfolge betreibt, ist ein Sechziger, der wenig auf äußere Eleganz hält . . . ein Greuel für jeden, der etwas auf wohlgewaschenes Gesicht und reinlich beschnittene Nägel gibt. Er war weit in der Welt herumgekommen, bald glücklich, bald unglücklich in seinen Unternehmungen, hatte sich endlich mit dem Reste seines Vermögens in Neustadt niedergelassen und hier ein Weib gefunden und zwar ein sehr

hübsches und sehr reinliches Weib, das ihn liebte und, was für beider Charakter gleich spricht, höchst ungern allein gelassen hatte in der Welt. Mäßig, er brachte nie einen Tropfen spirituosen Getränkes über die Lippe, und arbeitsam, war er zu großem Reichtum gelangt. Vornehm benimmt er sich gegen den kleinen Hans, der seinem Sohne beigestanden hatte. So erwirbt er allmählich wie Vater Jakob Rosenstein die Achtung der Nachbarschaft, und der stille, philosophisch angelegte alte Unwirrsch erklärt seiner Frau, der Nachbar Freudenstein sei kein übler Mann und es lasse sich recht gut mit ihm verkehren. Vor den Wissenschaften hat er eine gewaltige Achtung, freilich nur, weil er in ihnen den Talisman glaubt gefunden zu haben, der zugleich mit dem Gelde ein Schild sei und eine Waffe für sein immer noch ob eigener und der Väter Sünden so vielfach bedrängtes und zurückgesetztes Volk. Daher seine Anweisung an Moses, zu lernen, immer mehr zu lernen. Auf die Geschichte seines Volkes, die er aus dem Grund kennt, ist er sehr stolz und spricht gern und viel davon. Aber alle seine Liebe, alle seine Hoffnungen ruhen in seinem einzigen Sohne. Er hat nicht wie dieser seine Phantasie in sich ertötet, sie trägt ihn weit hinaus über seine verborgene, gedrückte, dunkle Existenz, sie häuft auf das Haupt seines Kindes allen Glanz, alle Würden der Welt. Da kommt der verhängnisvolle Abend des Maturitätsexamens. Genug der Waffen der Wissenschaft hat Moses gesammelt, mehr als genug der mächtigen Waffe des Reichtums der Vater, und dieser schließt, wie er sich schon lange vorgenommen, sein Geschäft für immer. Aber der arme Samuel ahnt nicht, daß sein Leben nun etwas Überflüssiges für den herzlosen Sohn geworden ist, und wie er es ahnt und erkennt, daß er mit den so lang und

gut verborgenen Schätzen ihm nur Finsternis und Verderben gegeben hat, bricht dem Greise das Herz. Er ist also, wie der Dichter selbst sagt, mit allem Respekt behandelt, ebenso das schattenhaft vorüberhuschende Blümchen und nicht minder Esther, die Haushälterin und Pflegerin des kleinen Moses. So sehr sie früher die Gefühle, Gedanken und Hoffnungen Samuels geteilt haben mag, sobald sie einmal erkannt hat, daß ihr Pflegling schlecht sei, bittet sie die Base Schlotterbeck, Hans vorm Moses und seinen glatten Worten zu warnen, er sei „ein falscher Mensch bis in das Mark von seine Knochen“. Der Geist der schon Hundertjährigen bleibt immer scharf und klar, und das beste Zeugnis für sie ist, daß Hans noch später sich niemals äußert, wie sie mit ihm über den Sohn Samuels gesprochen hat.

Gleichzeitig mit dem Hungerpastor entstand die überaus zarte, duftige Erzählung: „Hollunderblüte“, eine der ergreifendsten Dichtungen Raabes. Sie spielt sich der Hauptsache nach auf dem Beth-Haim, dem „Hause des Lebens“, d. h. dem altberühmten, sagenumsponnenen Judenfriedhofe der Prager Altstadt ab. Die Heldin „der traurigen Geschichte“, die der Erzähler, ein alter Arzt, als Student in Prag erlebt hat, ist ein armes Judenmädchen, das wie die Tochter Hiobs Jemima, der Tag, heißt. Fünfzehnjährig, von schmächtiger, zierlicher Gestalt und neckischem Wesen, kann sie doch auch tiefernst sein, ja sie ist es dem Grundzuge ihres Charakters nach. Dem Erzähler erscheint sie bald ein kleines, schmutziges, boshaftes Ding, bald als ausgerüstet mit großer Macht, die Menschen zu quälen, und dem ernsten Willen, diese Macht zu mißbrauchen, dann aber wieder nur als armes, schönes, melancholisches Kind der Menschen, für welches man sein

Herzblut hätte lassen mögen, für welches man hätte sterben mögen, „ein Wesen, in dem sich alle Frauen Shakespeares vereinigt finden, die zänkische Katharina nicht weniger als die süße Imogen, Rosalinde nicht weniger als Helena, Titania, Sylvia, Ophelia, Pontia und wie sie alle heißen."

Eine tiefe Liebe zu dem Studenten, der seine Zeit meist mit ihr auf dem Friedhofe verbringt, erfaßt sie. Gleichwohl bleibt der klar und scharf Denkenden nicht verborgen, daß sie trotz allem nicht wieder geliebt wird, daß sie an dieser Liebe oder, wie sie sagt, an ihrem körperlich kranken Herzen sterben muß. Hat nicht die Mahalath, deren Grabstein sie eines Tages dem Freunde zeigt, dasselbe Los gehabt? „Wer bin ich", sagt sie ernst und traurig. Mahalath habe die Tote geheißen, die Tänzerin, weil ihre Glieder schlank und leicht waren und ihre Füße sich wie im Tanze bewegten, wenn sie ging. Aber sie habe, wie die Erzählerin, ein krankes Herz gehabt und das sei zersprungen. Auch jene sei in Schmutz und Dunkelheit geboren worden, aber sie habe eine freiere Seele gehabt als die stolzeste Christin in der Stadt Prag. Nach dem Licht habe sie sich gesehnt und sei daran gestorben, nicht an der Liebe zu dem jungen Grafen, der sie mit Gewalt aus ihres Vaters Hause habe reißen wollen. Die Mahalath habe ja über den Toren gelacht, der nichts hatte als seinen Namen, seinen Reichtum, Sammetrock und Federhut; ihr Herz sei gebrochen, weil ihre Seele zu stolz war, um äußerlich zu zeigen, was sie duldete um ihr Volk. So vornehm und entsagungsvoll habe sich die arme Jemima die der ihrigen so ähnliche Geschichte zurechtgelegt. Die nüchterne Tatsache berichtet der hundertjährige Pförtner, ihr Verwandter, dem Studenten: Sie hatte eine Liebschaft mit einem jungen Herrn von der Kleinseite; „wir aber

sind ein Volk, das was gibt auf seine Ehre, wir sind ein genaues Volk und können sehr grausam sein. So hat das arme Geschöpf sein Leben mit Kummer beschlossen." Der strengen Forderung dieses alten Verwandten gehorchend, verließ der Student Prag. Als er aber von einem unwiderstehlichen Zwange getrieben, im nächsten Mai wiederkehrt, findet er Jemima nicht mehr am Leben. „Die lieblichste Blume ist gepflückt, die lieblichste Stimme ist verhallt." Sie ist, wie sie geahnt, an ihrem zu großen, kranken Herzen und an ihrer Liebe gestorben, durch die ihr Leben und all ihr Denken so ganz anders geworden war. „Sie ist so schön gestorben, so schön!"

Wie der Chor im antiken Drama erscheint uns der alte Pförtner. Nüchtern und herzenswarm zugleich tröstet er den Erschütterten. Nicht der leiseste Vorwurf kommt über seine Lippen, nur Anerkennung all des Schönen und Guten, das jener in das Leben des armen Kindes gebracht. „Wer unter diesen Sternen wandelt, wer die Luft dieses Ortes atmet, der gewinnt ein mildes Auge für das Tun und Lassen seiner Mitmenschen", hat er ihm schon gesagt, als er ihn zum Verzicht aufforderte, und nun erklärt er ihm, seine eigene Schuld sei, daß das Kind so wunderlich geworden, indem er sie an seiner Seite in dem alten, schauerlichen Garten festgehalten habe. So sei sie wohl gewahrt geblieben vor dem Schmutze der Gasse, habe aber die Sonne und die Frühlingsblüte nur hier gesehen.

Sehr fein zeigt uns der Dichter den bei aller Ähnlichkeit des Schicksals verschiedenen Charakter der beiden Mädchen in den Worten, mit denen der Pförtner die Geschichte jeder von ihnen schließt. Mahalath war stolz und fest und hat sich offenbar nicht so leicht gefügt, war

hart behandelt worden und „so hat das arme Geschöpf sein Leben mit Kummer beschlossen“. Von der armen, ergebenen Jemima aber kann er sagen: „Sie ist so schön gestorben, so schön!“ Mit Recht hat M. Sperzer den Alten mit Nathan dem Weisen verglichen.

Wenn wir es nicht aus Raabes eigenem Munde wüßten, es würde sich uns von selbst aufdrängen, daß er in Frau Salome in der gleichnamigen Erzählung das Gegenbild zu Moses Freudenstein habe liefern wollen, indem er dem herzlosen, jüdischen Selbstling ein edles, jüdisches Weib voll Mitleid und werktätiger Menschenliebe gegenüberstellt, dem Manne, der aus der unteren Schicht des Volkes stammt und ein Ergebnis seiner Umwelt ist, das Weib aus einer reichen, vornehmen Familie, der Hemmnisse der Erziehung nicht hinderlich waren.

Frau Salome ist ein schönes Weib, eine stattliche Figur, voll Kraft und Schönheit mit schwarzem Haar und schwarzen Augen und in den Augen jenes seltsame Suchen der im Gewühl Einsamen. Nach der Meinung des alten Menschenkenners, des sonst so groben Justizrates Scholten, hat sie Ichor, Götterblut, in ihren Adern und obwohl Baronin, junge Bankierswitwe aus Berlin, Millionärin und unzufriedene Weltbürgerin in den Kauf ist Salome von Veitor durch den fortwährenden Verkehr mit der Welt doch durchaus nicht verwöhnt. Kühl und klar für gewöhnlich, („der Himmel schütze und erhalte mir mein kühl semitisch Gehirn“, seufzt sie z. B. vor der tollen Querian Hütte) hat sie mit den germanischen Mysterien und Mythologien nichts zu schaffen, steht sich aber durchschnittlich recht gut mit den Höhen und Tiefen, den Bäumen und Wassern und allen lebendigen Geschöpfen. Bei aller Klarheit neigt sie doch hie und da zu Schwermut

und Empfindsamkeit, und den Stimmungen dessen, was uns umgibt, sich anpassend, spinnt sie mit andern Gleichgesinnten mehr Melancholie als Behagen aus Sturmwind und Stille, aus Regen und Himmelblau, aus Sonne und Schatten. Sie hat sich wohl dann und wann „über ihre krummnasige Verwandtschaft und über die liebe Bekanntschaft unter den christlich-germanisch aufgestülpten Riechern zu ärgern.“ Scholten, der Voltaireaner, schätzt sie, was er sonst ja nicht leicht tut, sehr hoch: „Wenn du vor mir stirbst, Menschenkind, will ich mich über deinem Hügel auf den Schild lehnen und sprechen: Das war ein braves, ordentliches Weib! Mit dem Worte: außerordentlich wird ein zu großer Mißbrauch getrieben, als daß ein Freund dem andern es in die Grube mitgeben könnte.“ Und seinem Freunde Schwanewede schreibt er: „Peter, ich bin einem Menschen begegnet; einem Menschen weiblichen Geschlechts — einem Weibe, und zwar einem jüdischen Weibe . . . Sie ist über der Welt Eitelkeit so erhaben, wie je ein tüchtiger und verständiger Mann.“ Er nennt sie seine kluge, klare, hebräische Freundin. Beide stimmen ja in ihrer Anschauung von der Welt überein, und sie haben dasselbe Hausmittel, die schlimmen Stunden im Leben zu überwinden, „den gemütlichen Trost: Achtzig Jahre wirst Du alt, und begräbst ohne Zweifel alles, was Dich heute ärgert“, eine bittere, philosophische Resignation (um das Wort, das Raabe so sehr liebte*), beizubehalten), verbunden mit tiefster Nächstenliebe in der Wirklichkeit, also jenen sittlichen Pessimismus, der Raabes Grundanschauung bildet, der „sehr wohl weiß, daß all sein Bemühen, das Weltweh aufzuheben, in letzter Linie eitel ist, aber

*) Alte Nester, S. 555. Westerm. Monatsh. Bd. 46.

darum doch nicht abläßt von seinen Lebens- und Leidensbrüdern"*).

Selbst kinderlos, begegnet sie gleich anfangs der armen, halbverhungerten Eilike Querian mütterlich mild. Sie sieht sofort, was dieses Kind ist, kann sich in hundertfacher Weise vorstellen, wie es geworden, und wie da zu helfen wäre, kann sie sich auch auslegen. Sie muß den halbverrückten Vater, den Bildhauer Querian kennen lernen: „Wenn er Geld haben will, soll er es haben. Er soll mir heraus! Wenn er ein Künstler — ein Bildhauer ist, so soll er weg von hier — einerlei wohin — nach Italien — nach Rom, und mir soll er sein Kind lassen." Sie hat so wohl und richtig erkannt, was not tut, daß Scholten ausruft: „Ich würde es nicht zum ersten Male erfahren, daß Ihnen Ihr Gott Abraham in Fällen Gedeihen gibt, wo andere Leute unfehlbar und ohne Gnade fehlgreifen."

Sie macht daher auch auf die vernachlässigte Eilike einen tiefen Eindruck: So möchtest du aussehen, so möchtest du sprechen! So hat sie noch kein Mensch angesehen, wie die schöne Dame, die gleichwohl trotz ihres Reichtums und ihrer Stellung in der Welt, wie alle guten Menschen genug mit den Lebenden zu schaffen hat, vorzüglich bei einer großen Verwandtschaft, bei der der Ichor keinen Kurs hat. In dem Inversionsstil und jüdischen Akzent, in den sie sofort verfällt, wenn sie in Leidenschaft gerät, erklärt sie ihrem sonderlichen Freunde: „Ich habe in einer feinen Wiege gelegen, und ich bin geboren mit einem großen Ekel vor vielen Dingen, und alles, was mir zuwider ist, ist lästiger und mächtiger als ich. Und auch ich bin aus Affrontenburg, wie mein Stammesgenosse, der gute

*) J. Scherr, Dtsch. Kultur- u. Sittengesch. 8. Aufl. S. 13. Eine herrliche Auseinandersetzung.

Heinrich Heine, und ich bin ein armes Mädchen und Weib gewesen und habe mich ducken müssen vor jedem Affront, der uns angetan worden ist zu Affrontenburg." Daran zweifelt Scholten: „Ja, sie hätten es gern gehabt," gibt sie zu, „wenn ich gelächelt hätte zu jedem Affront; aber ich habe dann und wann gelacht! Ich habe auch meine Zähne und sie sind echt; und sind echte, jüdische Zähne. Ich habe gebissen . . . ich schillerte bunt und lieblich — purpurn, golden, grün und violett und zeigte ein rot Zünglein, wie eine fremde Schlange in der Menagerie. Es war aber gefährlich, die Hand in den gläsernen Behälter zu stecken." Manchmal jedoch kommt sie sich vor wie ein arm keuchend Häslein und dann ist es ihr immer ein Trost, einem Kameraden zu begegnen, der gleichfalls hinkt und mit allen Hunden gehetzt wurde. Aber wie Scholten mit Berlin und Hannover, wird sie doch mit Affrontenburg fertig.

Eben weil auch sie durch Geburt, Erziehung und Verwandtschaft zu leiden hatte, kann sie sich in fremdes Menschenleid hineinfühlen. Mit echt weiblichem Herzen und ihrer souveränen Herrschaft über alle Zustände der Minute erkennt sie, warum Eilike zu ihr geflohen ist, daß sie gern herausmöchte aus ihrem Leben in ein anderes. Ihre Tatkraft beweist sie bei dem Brande des Dorfes, den der tolle Querian veranlaßt hat. Mit eigenen Händen hat sie zu retten versucht, wie und wo sie konnte. Sie hat kleine Kinder aus den Häusern getragen und schlechte Habseligkeiten ärmsten Volkes in Sicherheit gebracht. Ihre Hände bluteten, ihre Kleider waren zerrissen und dabei hatte sie nicht vergessen, den Kutscher auf ihren Pferden um Hilfe zu schicken, sie hatte die Offiziere der herbeieilenden Soldaten empfangen, sie mit der Sachlage und

dem Plane des Dorfes bekannt gemacht, sie dorthin gelenkt, wo ihre Hilfe vom besten Nutzen sein konnte. Und trotzdem umringt und bedroht von der aufgeregten Dorfmenge, die nach jemand sucht, gegen den sie ihrer Verzweiflung und Wut Luft machen könne, blickt sie nur müde und gleichgültig und sagt, auch hier klar das Einzelne auf das Ganze hinlenkend: „Wir können nicht heraus, es ist vergeblich — wir stecken in uns, wir stecken in der Menschheit, wir sind gefangen in dem harten Gefängnis der Welt. Wir keuchen nach Freiheit, Schönheit, und im günstigsten Falle wird uns gestopft der Mund mit Erde. Morgen werde ich wieder anders denken; aber jetzt sehne ich mich nach der dunklen Ecke auf der Weiberseite der Synagoge, wo ich saß mit meiner Mutter und sang, und wo ich hörte ablesen die Thora — das Gesetz."

Auf einem Leiterwagen fährt sie zuletzt mit ihrem Schützling zu Tale. Treulich pflegt sie das Kind, das infolge des erschütternden Ereignisses in einem hitzigen Fieber liegt. Wenn sie wieder gesund ist, „nachher soll sie es gut bei mir haben", sagt sie Scholten.

Wir sind überzeugt, daß sie Wort halten wird.

Wie Rahel und Ruth Rosenstein ist auch Frau Salome mit offenbarer Liebe behandelt und zählt mit ihnen zu den vielen anziehenden Frauengestalten des Dichters.

Ist es ein Zufall, daß Raabe zweimal zu verschiedenen Zeiten in je zwei Geschichten Juden zu Hauptpersonen der Erzählung gewählt hat? Wir haben gesehen, daß „Hollunderblüte" gleichzeitig mit dem „Hungerpastor" entstanden ist. Gleichzeitig auch mit Frau Salome entstand „Höxter und Corvey" oder eigentlich umgekehrt, denn Höxter und Corvey wurde vom 23. November 1873 bis 15. April 1874 geschrieben, erschien aber erst im April

1875, während Frau Salome, geschrieben vom 6. Juli bis 1. Oktober 1874, schon im Februar 1875 in den Westermannschen Monatsheften veröffentlicht wurde. Noch einmal und zwar zum letzten Male wird das Schicksal des Volkes an mehreren Einzelgestalten geschildert, in einer Zeit, wo, wie in Else von der Tanne, das deutsche Volk in tiefster, sittlicher Not sich befand und bei der großen Masse das Gefühl für den Nebenmenschen tief in den Hintergrund gedrängt war.

Die Hauptperson und was hier dasselbe ist, die Hauptleidende ist Kröppel-Leah, ein altes Weibchen, dem Pöbel in Höxter wohlbekannt, doch hochangesehen bei ihrer Glaubensgenossenschaft. Wegmatt, kriegszerzaust und kriegerisch, ja kriegerisch anzuschauen unter ihrem Packen trotz ihres hohen Alters und ihrer Müdigkeit ist sie am rechten Weserufer angelangt. In dem schweren Bündel hat sie von Gronau im Herzogtum Hildesheim die Erbschaft nach ihrer Schwester Sohn, dem letzten Manne ihres Hauses hergebracht. Mit dem alten Corveyer Bruder Henricus harrt sie der Überfuhr nach Höxter, von dem greisen Mönche freundlich aufgefordert, ihre Bürde abzulegen, denn „um uns beide rührt sich der liederliche Bursch fürs erste noch nicht". „Ich danke Euch, guter, ehrwürdiger Herr," entgegnete sie, „alte Knochen, müde Füße, schweres Herz — ich kann in Geduldigkeit warten." Erst die Ankunft des Pastors Ehre Helmrich Vollbrecht und die Aufforderung des kurz vorher in der Stadt eingetroffenen relegierten Studenten Tewes veranlaßt den rohen Fährmann Vogeles, die Gesellschaft überzuholen, aber nur die Vermittlung des Mönches kann ihn bewegen, auch die alte Jüdin für ihr Geld mitzunehmen, nicht ohne, daß er von Zeit zu Zeit verstohlene

Blicke auf den Sack wirft, der die Erbschaft enthält. Roh schreit er „die Hexe" an, auszusteigen, den Fährlohn zu zahlen und sich fortzumachen. Demütig reicht sie die wenigen, schlechten Pfennige hin, und als sie stolpert und fällt, lachen die von der Wacht über das alte Weib, ja, einer der wachehaltenden Schneider treibt sie „spaßhafterweise" mit dem Spießende zu eiligerem Forthumpeln an. Der im Sacke vermutete Reichtum aber hat die Habsucht des elenden Vogeles erregt, und er nimmt manchen des versammelten Volkes zu heimlichem Geflüster beiseite.

Zwischen Katholiken und Protestanten in Höxter herrscht schwerer Zwiespalt infolge der Bedrängnis durch die vor kurzem erst abgezogenen Franzosen und wegen des Judengeleites, das in den Wirren der vergangenen Zeit der Stadt genommen worden ist. Wild und wüst wie in den Häusern nach dem Abzuge der Franzosen sieht es in den Gemütern der Bürgerschaft aus. Auch das Haus der Kröppel-Leah war von fünfzig Mann belegt gewesen, und sie hatten fürchterlich gehaust, sämtliches Gerät zerschlagen, die Wände von Rauch geschwärzt und sonst unflätig besudelt, aber noch am Abend des Abzuges hatte sich die vierzehnjährige Simeath, der Greisin letzte Enkelin, daran gemacht, das Haus wieder wohnlich zu gestalten. „Sie war eben auch ein Sprößling jenes tapfersten aller Völker, das sich auf jedem Brandschutte seines Glückes schier noch hartnäckiger als das deutsche Volk mit seinen Wurzelfasern wieder anzusetzen wußte." Ganz allein, mit dem Lämpchen in der armen, winzigen, zitternden Hand hatte sie zunächst das Haus gereinigt. Der Volks- und Glaubensgenosse, Meister Samuel, hatte die Lampe hergeliehen, sein Weib Siphra ein schwarzes Brot, ein schlechtes Messer ohne Griff, einen irdenen Krug

9*

und einen alten Kochtopf dazu getan. Es ist alles, was sie, selbst arm, tun können. „Da hast du noch einen Besen, es ist wohl der schlechteste, aber wir brauchen die übrigen selber", hatte Frau Siphra hinzugefügt. Mit der fleißigen, harten, kleinen Hand hatte Simeath bis Mitternacht das Stübchen gekehrt, den Tisch festgestellt und ein Bündel Stroh zum Lager herbeigeschleppt. Und wie am Abend des folgenden Tages die Großmutter anlangt, hat diese voll Ergebung in den Willen Gottes das Haupt gesenkt und einen Spruch in der Sprache der Väter gesagt. Großmutter und Enkelin sitzen nun einander gegenüber und die Alte tröstet das Kind: „Du bist noch jung und magst noch in eine reinlichere, bessere Zeit hineinleben."

Die allgemeine Stimmung aber, in der die Lutheraner auf die Katholiken fallen wollen und umgekehrt, gedenkt Vogeles, der seine besonderen Zwecke verfolgt, zu benutzen, um nachher oder dazwischen auch den Juden auf die Köpfe zu fallen, und seine Kumpanei ist dazu bereit. In Höxter hat der Pöbel bereits arg gewütet, und jetzt gehen alle Lutheraner und Katholiken in brüderlicher Eintracht über die Juden, zunächst gegen das Haus des Meisters Samuel. Leah und Simeath, beide totmüde, haben sich gerade zur Ruhe begeben wollen. Da bricht der Lärm los. Die Kleine zu beruhigen, erzählt die vielerfahrene Großmutter in begeisterten Worten von der alten vergangenen Herrlichkeit im Lande der Väter. Aber auch sie, die schon so viel Brand und Blut gesehen, muß horchen. Wieder sucht sie der jammernden, angstvollen Simeath Beruhigung zu verschaffen. „Sie werden uns nichts nehmen können. Ja, wenn noch der Riegel vorgeschoben wäre und das Haus reich, da wäre Grund zur Angst. Was wollen sie uns heute nehmen, da wir nichts

weiter haben, als unser Elend?“ Ihre Zuversicht kann nichts erschüttern: „Der Herr Gott, der Gott unserer Väter, ist unser Schutz von der Welt Anfang an — Er wird seine Hand auch in dieser Nacht über uns halten, wie er sie seit zweitausend Jahren über sein armes Volk in der Prüfung gehalten hat. Wir sind dem Herrn zu Ehren noch immer da, was sie auch mit Worten und Bosheit gegen uns ausgeübt haben . . . Horch! Sie wüten jetzt gegeneinander.“ Simeath weist darauf hin, daß die Leute in dem von ihr mitgebrachten Bündel große Schätze vermuten dürften. „Die armen Lappen!“ ruft die Alte. „Wir sind gewickelt in die Decke von dem letzten Lager deines Oheims. Das ist aber das Köstlichste von der Erbschaft.“ Mit Recht zweifelt die verständige Simeath, ob das auch der Pöbel glaube.

Dieser hat inzwischen das Haus Samuels erbrochen, geplündert, Eltern und Kinder mißhandelt und zuletzt die Brandfackel angelegt. Aufs heftigste erschreckt, will jetzt auch die Großmutter fliehen. Alter und Müdigkeit hindern sie, und schon poltern die ärgsten Bösewichte, Vogeles voran, die Treppe herauf. Der schrille Angstruf der Bedrängten erreicht die Corveyer, die zur Hilfe der Katholiken herbeigeeilt sind. Sie kommen auch hier zur rechten Zeit. Hans Vogeles hält eben die Greisin auf dem Boden, ihr die Gurgel zusammendrückend, der zweite zieht die zeternde Simeath an den Haarflechten durch das Kämmerchen, und der dritte verstreut fluchend den armseligen Inhalt des Bündels auf dem schmutzigen Boden um sich. Die Schurken werden überwältigt, die ohnmächtige Greisin auf das ärmliche Lager gebracht und mühsam ins Leben zurückgerufen. Da erwähnt Bruder Heinrich gegen Tewes, den Studenten, der sich wacker beteiligt, den

Namen seines Jugendfreundes Just von Burlebecke, der vor fünfzig Jahren in einer ähnlichen Zeit der Verwirrung in einem kühnen Handstreich Höxter genommen hat, und Just von Burlebecke klingt es wie ein Echo vom Bette der Greisin zurück, die zitternd auf die Habseligkeiten am Boden zeigt. „Was weißt du von Just von Burlebecke?" ruft der Bruder. „Ich hielt seinen blutigen Kopf in meinem Schoß hier vor meines Vaters Tür", stößt Leah mühsam hervor. „Sie hatten ihm das Roß zerschossen, und niemand wollte den schlimmen Feind im Anfang aufheben. Da, sucht; er gab mir ein Angedenken, das ist bei uns dann aus einer Hand in die andere gekommen. In Gronau hab' ich es wiedergefunden." Es ist ein Handschuh Justs. Die junge Leah hat damals, wie sie röchelnd weiter erzählt, dem Verwundeten mit einem weißen Sacktüchlein das Blut von der Stirn getrocknet und er ihr, da er nicht gewußt, daß sie eine Jüdin sei, gedankt. Dafür sei sie vom Vater ins Haus gezogen und von der Mutter geschlagen worden. Just aber sei vor dem Verlassen der Stadt noch einmal vors Haus geritten gekommen, habe ihr seinen Handschuh und eine Kußhand geworfen und zugerufen: Denkt an Just von Burlebecke, Fräulein; er wird Eurer immer gedenken! und doch habe er da schon gewußt, daß sie eine Jüdin sei. Sie habe seiner wirklich oft gedacht und den Handschuh heimlich versteckt, er wäre ihr sonst mit einem Fluche verbrannt worden. Dann haben ihre Kinder damit gespielt; ihre Kinder seien tot, ihr Haus habe dreimal in Schutt gelegen; er möge den Handschuh nehmen und Simeath nicht entgelten lassen, daß er ihn bei ihr gefunden.

Erschöpft schweigt sie, nur als Henricus der schrecklichen Zeit erwähnt, schreit sie auf: „Was kümmert's

mich? Meine Väter haben nie Frieden gehabt seit dem Kaiser Titus. Was kümmert's mich, was ihr gemacht habt aus eurem Lande? Ich ängste mich um Luft; der Schubjack hat mir die Brust zerschlagen. Doch ich wollte singen in dieser Nacht, wenn die Simeath nicht wäre."

Den burschikos-gutmütigen Trost des tollen Studenten Tewes weist sie zurück: „Die Kinder von Juda und Israel irren als ein Spott und Spuk zerstreut, sie haben keinen Ort mehr, da sie Herren ihres Hauses und Lebens sind." Wie zur Bestätigung rückt in diesem Augenblick, geführt von dem fanatischen Ehre Vollbrecht, die lutherische Bürgerschaft heran. „Fort mit den Juden aus Höxter!" ruft es hundertstimmig. Es gilt nun der Kröppel-Leah, nachdem sie Meister Samuel mit seiner Familie und die zwei oder drei anderen jüdischen Familien, ein elendes, jammerndes Häuflein halbnackter Menschen, zusammengeholt haben. Auch die Greisin und ihre Enkelin sollen vor das Tor geführt werden. Pastor Vollbrecht ist in das Zimmer und an das Lager der wieder Eingeschlafenen getreten und fordert sie auf, sich zu erheben. Einer der mit Eingetretenen schüttelt das schlafende, alte Judenweib an der Schulter. „Sie hob noch einmal den Arm, als wolle sie das Gesicht gegen einen Schlag schützen, aber dann fiel auch der Kopf schwer zurück, der Leib streckte sich und der, welcher sie an der Schulter gerüttelt hatte, trat betroffen zurück und rief: „Zum Donner! Die weckt keiner mehr in Höxter und Corvey." So hat endlich die alte, schwergeprüfte Jüdin die Ruhe gefunden, die ihr im Leben versagt gewesen.

Tewes aber hat draußen die Menge beruhigt; nun erscheint er wieder auf der Schwelle, Siphra vor sich herschiebend: „Beruhigt Euch, Mutter, die Kinder schaffe

ich Euch auch noch und die Alten gleichfalls. Da, hebt das arme Mädchen auf und sprecht ihr Trost zu. Euer Haus liegt nieder, also nehmt hier Quartier. Haltet Eure Totenwacht!

In Höxter hält das hebräische Völklein der toten Leah die Totenwacht, und die Weiber sangen den Totensang und sprachen der Simeath Trost zu. Meister Samuel aber ist mit Hammer, Axt und Säge beschäftigt, die Tür des Hauses der Kröppel-Leah wieder einzurichten. Der Herd ist bereits notdürftig in Ordnung gebracht, und es flackert auch schon ein Feuerchen darauf und sang das Wasser in einem Kesselchen. Unermüdlich wird das neue oder wenn wir wollen, das alte Leben mit allen seinen Schrecknissen, Demütigungen und Verfolgungen wieder beginnen.

Auch in dieser Erzählung, der letzten, in der sich Raabe Juden zum Vorwurfe genommen hat, tritt er ihnen wohlwollend entgegen. Sie sind bei ihm wirklich „nicht am schlimmsten gefahren". Überall wird, wie ich in dem wiederholt erwähnten Aufsatz zusammenfassend gesagt habe, die unauslöschliche Liebe zum eigenen Volk und dem längst verlorenen Stammlande, Liebe und Anhänglichkeit der Familienglieder untereinander (mit Ausnahme des Moses), strenge Kinderzucht, Dankbarkeit für die geringste Freundlichkeit, Mitleid gegen alle Mitmenschen, klarer und scharfer Blick für alle Verhältnisse, stete Hilfsbereitschaft, Tatkraft und frisches Eingreifen, Ausdauer und Unermüdlichkeit im Kampfe gegen Widrigkeiten und Schicksalsschläge jeder Art hervorgehoben, freilich auch religiöse Engherzigkeit (im Gedelöcke), gelegentlich auch Unsauberkeit und Unordnung (im Laden Freudensteins und in der Prager Judenstadt), denen wieder Reinlichkeit

und Ordnungssinn (im Frühling und Höxter und Corvey) gegenübersteht, nicht verschwiegen, ebensowenig als der eingewurzelte Schachergeist (an den Trödlern Rosenstein, Freudenstein, Baruch Löw), der aber dem Charakter keinen Eintrag tut. Ruth und Rahel, Jemima, Mahalath, Salome, die Kröppel-Leah und Simeath zählen zu den zahlreichen, wackeren, tapferen und lieblichen Frauengestalten Raabes.

Ob der Dichter in der früheren Zeit, der die betrachteten Erzählungen angehören, wirklich Juden aus der unteren, ärmeren Klasse gekannt hat, vermag ich nicht zu sagen. Jakob Rosenstein, Samuel Freudenstein, der episodische Vater Jemimas, Baruch Löw, selbst Salomon Prochern (in Meister Autor) scheinen mir verschiedene Verkörperungen eines und desselben Vorbildes, das er in der „Sperlingsgasse" gesehen haben dürfte, wenn es auch auffallen muß, daß in dieser keine ähnliche Figur vorgeführt wird. Ich möchte aber noch einige, sozusagen feste (stereotype) Züge aufzählen. Die Namen der Männer: Jakob, Samuel, Moses, Baruch, Salomon, Israel (Gedelöcke) sind ja allgemein üblich, nicht aber Mauschel Itzig (im heil. Born); die Namen der Jüdinnen sind z. T. nicht der Wirklichkeit entlehnt. Gegen Rahel allerdings und Leah, sogar Siphra ist nichts einzuwenden, Salome aber und gar Ruth, Jemima, Mahalath und Simeath heißen Jüdinnen nicht; diese poetischen Namen sind selbst in der Bibel selten oder Hapax legomena. Wiederholt wird das ärmliche, bleiche, kümmerliche Aussehen (bei Ruth, Rahel, Moses, Simeath) hervorgehoben. Auffallend ist ferner, daß wir keine jüdische Mutter finden. Ruth, Rahel, Moses, Simeath sind mutterlose Waisen. Bemerkenswerterweise drücken sich die Jungen ganz wie

ihre Umgebung aus, ,sie judeln nicht, im Gegensatze zu den Alten: Jakob, Samuel, Baruch, Leah, die wie auch die vornehme und reiche Salome im Affekt mit jüdischer Betonung und im „Inversionsstil“ reden. Dabei aber auch Beteuerungen hören lassen, wie: bei Moses! Gott Abrahams! Gott Abrahams und Jakobs! Gott meiner Väter!, die ich von Juden noch nie gehört habe.

Im ganzen aber müssen wir sagen, daß alle Gestalten leben, daß sie für den Dichter vor allem Menschen von Blut und Leben sind, daß er in der Tat wie immer und überall „in seiner Kunst sein Licht hat leuchten lassen über — Gerechte und Ungerechte“.

Dem Gedächtnis Wilhelm Raabes.

Von Heinrich Eggersglüß, Hildesheim.

Und du gingst von uns, edler Dichterfürst!
Und Mutter Erde birgt in ihrem Schoß
Die Heimstatt deiner großen, reinen Seele. —
— — — — — — — — — — — — — — — —
Ein Freund warst du der Kleinen in den Gassen,
Die selten nur den blauen Himmel sehn,
Und doch das schwere, heiße Sehnen
Nach Licht und goldner Sonne in sich tragen. —
Und führst du uns hinein in deine Welt,
So geht der ganze graue Vorhang auf
Und vor uns liegt der bunte Werkeltag
Mit Ecken und mit Winkeln eng und krumm,
Und alles, alles, was drin weint und lacht,
Belebt dein Geist und deine Schöpfungskraft
Und jeder, auch der kleinste kommt zum Wort,

Und zwischen Sorgen, wirren Werkelplagen
Lacht immer wie ein guter Sonntag auf
Dein köstlicher und leuchtender Humor. — —
Und immer fühlen wir ein Funkensprühn
Von deiner Liebe, deiner großen Seele.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und wie hast du dein Vaterland geliebt!
Für deutsche Einheit, Freiheit, deutsche Macht
Dich stets begeistert, andere entflammt!
Doch wenn es Ruhm und Glanz und Ehre gab,
Dann zogst bescheiden du, als echter Held,
Dich still zurück in deine stille Welt. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und du gingst von uns, edler Dichterfürst!
Doch deine Seele lacht ob solchem Tod, — —
Denn was im tiefsten Innern dir geglüht,
Was du erkämpft, errungen und vollbracht,
Und was dir abseits von der großen Welt
Im stillen Garten reiche Frucht getragen — —
Das keimt und treibt und lebt und bleibt
Ein stolzes Erbteil für dein deutsches Volk.

Raabes Pastorengestalten.

Von Hermann Junge, Hamburg.

Kaum ein anderer Stand kehrt so häufig in Raabes Werken wieder, wie die Pastoren, denen wir von den ersten Werken bis zu den letzten hin immer wieder begegnen. Ja, man möchte sagen, daß Raabe offenbar eine besondere Vorliebe für diesen Beruf gehabt hat, muß dann aber doch sofort hinzufügen, daß Raabe in seinen

Anschauungen mit dem kirchlichen Christentum durchaus nicht immer übereingestimmt hat, gelegentlich sogar sich in einen ausgesprochenen Gegensatz zu kirchlichen Sitten gestellt hat*). Wenn wir uns vielmehr angesichts der Pastorengestalten Raabes fragen, was Raabes Vorliebe für sie ausmacht, so sind das offenbar die rein menschlichen Eigenschaften, deren Vorhandensein die Voraussetzung für den Pastorenberuf ist: schlichte Innerlichkeit, die aus allem Schein nach dem Wesen trachtet, und warmherzige Nächstenliebe, die nicht das Ihre sucht, sondern das, was des andern ist.

Sehen wir uns daraufhin zunächst einmal den Hans Unwirrsch, den „Hungerpastor“, näher an. Er ist kleiner Leute Kind, Sohn eines Schusters, der von dem Licht der wassergefüllten, schwebenden Glaskugel „die Einbildungskraft während der nachdenklichen Arbeit mit wunderlichen Gestalten und Bildern“ füllt, der stolz ist auf seine Handwerksgenossen Hans Sachs und Jakob Böhme, den „hochgelobten Philosophus von Görlitz“. Nach dem frühen Tode des Vaters klopft die Not an die Türen, aber die Mutter schafft unermüdlich, um dem Sohn zu ermöglichen, was sein Vater für ihn gehofft hat, daß ihm „keine Pforte der Weisheit, keine der Bildung“ sich verschließe. Schon früh liest er mit der Base Schlotterbeck zusammen die ersten Kapitel der Bibel, deren „einfache Großartigkeit“ ihn überwältigt. Dann kommt er in die Armenschule zu dem geplagten Lehrer Silberlöffel, an dessen Krankenlager er „zum erstenmal die feierliche Schauer“ empfindet, „die das Nahen des Todes in der Seele des Menschen erregt, auch wenn er

*) Hierüber Näheres in meinem Artikel: „Raabe und das Christentum“ im Wilhelm Raabe-Kalender 1913.

noch ein Kind ist." Tieferen Eindruck aber macht noch der Tod der kleinen Spielgefährtin Sophie: „In den blauen Himmel, zu den Engeln, zu dem lieben Gott geht sie!" flüsterte Hans. So wird durch Not und Tod Hans Unwirrsch von frühester Kindheit an dazu erzogen, daß seine Seele nicht kalt und leer von Liebe bleibt, wie die des Moses Freudenstein, daß er nicht nach aufgehäuftem Reichtum oder anderen Gütern äußeren Glückes verlangt.

Er wird Student der Theologie, der aber bereits nach dem ersten Semester einsieht, „daß er mehr für die praktische als für die theoretische Theologie bestimmt sei", und „viel Angenehmes und Idyllisches von einer künftigen Dorfpfarre unter Blumen, Kornfeldern und frommen Bauern" träumt. Wieder macht ihn die Not, „das echte wirkliche Leid", reifer, als er am Krankenbette seiner Mutter weilt. „Diese schweren Tage wirkten bedeutender auf ihn ein, als alle jene Tage, die er in den Hörsälen oder über seinen Büchern im halb unfruchtbaren Studium verbracht hatte." Klar und deutlich will Raabe hier betonen, daß keine Wissenschaft den Hans Unwirrsch in seinem Berufe gefördert hat; sondern was ihn innerlich dazu heranreifen läßt, das sind die Erlebnisse des kleinen menschlichen Kreises, in den er gestellt ist; die erziehen ihn zur Innerlichkeit und Liebe.

Darum stellt Raabe auch im folgenden dem jungen Kandidaten der Theologie als Gegenbild die gemachte, unwahre Frömmigkeit der Frau Geheimrat Götz gegenüber, die „in ihrem Boudoir einen sehr zierlich geschnitzten Betschemel aufgestellt" hatte. Von ihr heißt es: „Mit einem gewissen seufzenden Pathos entwickelte sie ihre Ansicht vom Wege zur christlich-ästhetischen Ruhe in

Gott, in dem Gott, den eine krankhafte modische Schwärmerei durch ihre romantisch buntgefärbten Kirchenfensterscheiben ‚erkennt', den sie aber nicht sieht, nicht sehen will, wenn die helle, prächtige, vernünftige Sonne am Himmel steht, und klar, prächtig und verständig jedwedes Ding in der Welt dem Menschen in der wahren, echten, treuen Farbe und Gestalt zeigt." Darum ist diese falsche Frömmigkeit ohne Kraft gegenüber dem, was zum Zusammenbruch des Familienglückes in der Familie Götz führt, während Hans sich in den „frommen milden Schein" von des Vaters leuchtender Glaskugel rettet.

Er kann sich dann auch hineinfinden in die Schiffergemeinde zu Grunzenow, „ein Kandidat des Predigertums in der Wüste". Er paßt zu dem greisen Josias Tillenius, „dem die moderne Wissenschaft der Theologie ein Buch mit sieben Siegeln geblieben war", der auch im Kampfe mit seiner alten Bibliothek immer unterlegen war „und doch so viel, viel mehr wußte, als in all den halbvermoderten Scharteken zu finden war". Immer wieder unterstreicht Raabe diese aus dem Herzen kommende schlichte Frömmigkeit, die den jungen Theologen mächtig ergreift: „Er ließ das Haupt sinken vor der Rede dieses Greises, die gewiß nicht druckfähig war und doch den Hörern bis ins tiefste Herz drang." Durch ihn lernt Hans Unwirrsch endgültig verzichten auf allen Glanz und Ruhm der Welt und sieht seine höchste und schönste Lebensaufgabe darin, ein Seelsorger dieser armen, weltvergessenen Schiffergemeinde auf der Hungerpfarre zu Grunzenow zu sein.

Schlichte Innerlichkeit und warmherzige Nächstenliebe: auf ihnen allein beruht die rechte Frömmigkeit,

das will Raabe uns zeigen. Daneben erscheint als völlig gleichgültig die Stellung, welche zu den sogenannten Glaubensfragen der Kirche sowohl, wie auch zu den Problemen der Theologie eingenommen wird. Der alte Tillenius und der junge Hans Unwirrsch sind beide ohne das, ja, gegen diese ihnen innerlich fern liegenden Dinge rechte Diener der christlichen Gemeinde geworden. Mit klaren Augen stehen sie fest und mutig im Leben, während die Frömmelei der Geheimrätin so gut wie die ebenso haltlose, selbstsüchtige Lebensanschauung des Moses Freudenstein zusammenbrechen.

Mit diesem Idealbild eines Pastoren, wie Raabe es im „Hungerpastor" am ausführlichsten zeichnete, sind all seine anderen Pastorengestalten irgendwie verwandt. Er hat freilich auch einmal das Gegenbild des Hungerpastors gezeichnet, den Franz Buschmann im „Schüdderump", dem die Theologie nichts weiter als ein Brotstudium ist, und dem mehr noch als seinem Vater die inneren Eigenschaften für seinen Beruf fehlen. Aber als Urteil Raabes über die Pastoren könnte man aus seinen Werken wohl herauslesen: Es gibt leider auch solche Pastoren, wie Franz Buschmann, aber weitaus die meisten sind doch Verwandte des Hungerpastors. Blicken wir zunächst einmal in die historischen Geschichten. Da führt uns in der Reformationszeit „der heilige Born" zu dem lutherischen Pastor Herrn Magister Valentin Fichtner zu Holzminden an der Weser, dem „das innerliche Feuer des wunderbaren Jahrhunderts" aus den Augen glüht. Ein handfester Teufelsglaube verbindet sich mit einem schlichten Empfinden für echte Frömmigkeit; ein Kämpfen „wider des Babsts Abgötterey" schließt nicht aus, den katholischen Nachbarn am anderen Ufer „christliche Hilfe

zu bringen in ihrer Not“ und in freundlichem Einvernehmen mit dem alten katholischen Pfarrer Chrysostomus zu leben. Wenn ringsumher wilder Aufruhr tobt, so geht von dem Bilde dieses Pfarrers immer wieder Kraft und Ruhe aus, und gegenüber den düsteren Geschehnissen schrankenloser Leidenschaft erfreut uns das liebliche Gegenbild der Pfarrerstochter Monika mit ihrer reinen Liebe.

Fast noch mehr treten die rein menschlichen Charakterzüge hervor bei Friedemann Leutenbacher in „Else von der Tanne“. Mit Recht hat man diese tiefe und innige Liebesgeschichte Raabes so hoch gestellt. Friedemann Leutenbacher, der Pfarrherr zu Wallrode im Elend, war auch im Elend aufgewachsen. „Nur ein einziges Mal in seinem Leben hatte er während seiner Schulzeit zu Wittenberg freier Atem holen können; aber der Sonnenblick war so schnell vorübergeflogen, daß es wie ein ferner, ferner unbestimmter Traum erscheinen mußte.“ Denn nun hatte er all die Not des Dreißigjährigen Krieges an seinem armen Leibe erfahren. Und wenn er auch all das äußere Leid nicht sieht, umringt er bei seiner Weihnachtspredigt die Hände um Else von der Tanne, welche seine Pfarrkinder gesteinigt haben. Sie hielten das schöne Mädchen für eine Hexe, während für ihn der Wald, in dem sie wohnte, eine Seele bekommen hatte. Wie ein Bild aus einer anderen Welt steht da neben dem verarmten Dorf mit seiner Armut und Unwissenheit dieses Idyll im Walde, um dann jäh zusammenzubrechen unter der fanatischen Wut des törichten Volkes. Mit dem Leben Elses von der Tanne zerbricht auch das Leben des Pfarrers; „— Else von der Tanne führte die Seele des Predigers aus dem Elend mit sich fort in die ewige Ruhe!“

Wiederum führt uns in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die letzte von Raabes historischen Erzählungen, „Hastenbeck", in ein Pfarrhaus. „Da sitzt er, der Ortspastor, den Lebensjahren nach der Zahl sechzig erklecklich näher als der Zahl fünfzig. Auf dem Scheitel statt der würdigen geistlichen Amtsperücke die ebenso würdige schwarze Hausschlafkappe. Auf der glatten Stirn die Heiterkeit derer, so auf Erden ihr Behagen festzuhalten verstehen, wie auch der Krieg um sie her wütet — selbst der häusliche. Um den Mund also auch etwas von dem Schlau-Einfältigen derer, so hinter unserem Herrgott her das angetraute Eheweib am meisten lieben und fürchten, gern auch einmal fünf gerade sein lassen, nie etwas in Druck geben, aber doch bei vorkommender Gelegenheit selbst dem Kabinettprediger Cober den Vortritt nicht zu lassen brauchen, sondern das Ihrige sowohl in der Gemeinde wie in der Familie selber wohlmeinend, warnend, ernstlich vermahnend und kräftig tröstend vorzutragen wissen." Seine Menschenfreundlichkeit zeigt sich darin, daß er den Hauptmann Balthasar Uttenberger, der „vom Fieber befallen und für sterbend zurückgelassen" war, aufgenommen hat, so wie schon vorher das Boffzener Bienchen als ein kleines, verlassenes Ding von ihm als eigen angenommen war. Die Pastorin Holtnicker weiß denn auch, „daß Ehrn Gottlieb zu gut für die Welt sei". Daneben ist sein Neffe, Pastor Emanuel Störenfreden, eine besonders anziehende Gestalt, dessen Aufrichtigkeit uns vor allem Achtung abnötigt, als er für seine Person dem Boffzener Bienchen entsagt, weil er fühlt, daß sie selber anders gewählt hat. Und dennoch verhilft er dem Kinde weiter zu seinem Glück, indem er sie mit „kirchenamtlicher Pfichtvergessenheit" traut, „ohne

vorheriges dreimaliges Aufgebot von der Kanzel herunter".

Nicht Männer also, welche der Zeit neue Wege weisen, nicht die großen Reformatoren voll übergewaltiger Gotteskraft zeichnet Raabe, sondern solche, die treu und fest in dem kleinen Kreise ihres dörflichen Amtes walten. So ist's auch in den „Kindern von Finkenrode" und im „Horacker", dort lernen wir auf einem kurzen Besuch den Pfarrer Arnold Rohwald kennen „in dem abgelegenen, von der Welt und dem Konsistorium fast vergessenen Dorfe Rulingen". Wir wohnen dem Gottesdienste bei: „Das war noch derselbe treue, stille, sinnig-träumerische Mensch, wie er sich schon im Knaben vorgebildet hatte, eine jener Naturen, welche die geringste rauhe Berührung von außen immer tiefer in sich selbst zurücktreibt, welche, wie man zu sagen pflegt, eine Vorsehung für sich allein haben." „Klar und leuchtend" ist sein Auge, als er „den alten und jungen Kindern die Flucht nach Ägypten erzählte".

Und nun im „Horacker" die Idylle von Gansewinkel! Pastor Winckler, der sich über seine Bauern ärgert wie eine Henne, welcher die von ihr ausgebrüteten Entlein davonschwimmen, obwohl er sonst seine Gemeinde sehr gut zu nehmen weiß: „Er hatte den Körper und den Geist dazu, hielt mitten im 19. Jahrhundert den wackeren Christian Fürchtegott Gellert für einen Klassiker, und hielt das abgegriffene Exemplar der Fabeln desselben in höchsten Ehren, sowohl auf seinem Schreibtische wie im Kopfe und nach beiden Richtungen hin im täglichen Gebrauch." In der Sache Horackers, des „Räubers" und „Mörders", zeigt er sich als hilfsbereiter und herzensguter Seelsorger, und nachdem im Zusammenhange mit

dieser Angelegenheit auch das kleine Wölkchen zerflogen ist, das an seinem Himmel aufgezogen war, stört keine Unruhe mehr das beschauliche Dasein dieses Gegenbildes des „ehrwürdigen Pfarrers von Grünau".

All diesen schlichten, frommen Gestalten gegenüber steht als einziger problematischer Charakter der Pastor Prudens Hahnemeyer in „Unruhige Gäste". Aber auch bei ihm kommt die innere Unruhe nicht aus den gerade in neuerer Zeit sonst so gern und häufig behandelten Fragen und Zweifeln, welche aus dem Ringen um eine Weltanschauung geboren sind. Prudens ist nicht irre geworden an irgendeiner alten oder neuen Form des Gottesglaubens, sondern eher an sich selbst. Aus seinem Charakter heraus entspringt der wilde verzweiflungsvolle Kampf, in dem er steht. Ihm fehlt das, was seine Schwester Phöbe auszeichnet und sie trotz ihrer Jugend so stark und fest macht: „ohne ihr Zutun hat sie die Gabe — die Gnade". Man könnte sagen, daß alle anderen besprochenen Pastorengestalten Raabes etwas von dieser „Gabe" haben, die sie ruhig macht vor Gott und Menschen. Denn bei allen fast erscheint es wie etwas Selbstverständliches, Gottgegebenes, daß sie so sind, wie sie uns gezeigt werden, und nur beim „Hungerpastor" blicken wir hinein in die Entwicklung, welche dem Charakter die Züge der Innerlichkeit und Liebe einprägt.

Prudens ist eine andere, kompliziertere Natur. Ihm fehlt gerade diese Selbstverständlichkeit des Denkens und Handelns. Schon seine äußere Erscheinung ist bezeichnend dafür. „Hager, aber breitschulterig und über die Mittelgröße des Menschen hinaus, doch den Kopf und Oberkörper etwas vorgeneigt tragend, kränklich, bleich und mit bald erloschenen bald seltsam leuchtenden, aber immer

halb durch die Lider verdeckten Augen.“ Unwillkürlich erinnern wir uns der klaren und leuchtenden Augen Arnold Rohwolds, wenn hier schon im Blick der Augen das ewig wechselnde Hinauf und Hinab dieses unruhigen Mannes uns entgegentritt, der vergeblich um Ruhe und Frieden ringt. Er ist hart gegen sich selbst und hart gegen die Welt. Seinen Schreibtisch hat er weggestellt von der Aussicht auf die „abendduftige Ferne“, und sein Abendwunsch für sich selbst lautet: „Ein unbewegliches Herz und eine Zunge, wie —“ Während die anderen ruhig schlafen, muß er sich weiter quälen: „...... ich zerringe mir die Hände in Bangen und bin mir ohne deine Gnade, Herr, Herr, selbst eine Lüge bis in das Mark meiner Gebeine, bis in die Tiefen meiner Seele ..... O Herr, mein Gott, töte dieses bittere wilde Herz in mir, zu dem niemand spricht, vor dem niemand weint und lacht, ohne daß der Ton erlischt wie ein glühend Eisen in einem Meer von Galle.“ So treibt ihn auch nicht eine heiße erbarmende Liebe zu dem Räkel hin, sondern die eiserne, harte Pflicht, die er in seinem Innern gern los wäre, und die er doch mit einer mannhaften Kraft auf sich nimmt; ja, der „in seine Pflicht gewappnete Mann“ gewinnt es über sich, in der Fieberhütte aus der Flasche des Räkels zu trinken, und muß dennoch gedemütigt in dem Selbstgefühl seines „erfolgsbedürftigen“ Herzens nach Hause gehen, da seine Worte bei dem Räkel vergebens gewesen sind. So bleibt er ein Ringender und Zweifelnder, bleibt einer von den unruhigen Gästen dieser Erde, obwohl er „seinen Ingrimm und seine Lust und Ratlosigkeit auf der Erde an die Heiligkeit gewendet“ hat.

Das sind also Raabes Pastoren, und daß sie so und nicht anders aussehen, ist charakteristisch für Raabe. Ist's

doch trotz aller Verschiedenheiten in den Charakteren ein ganz bestimmter Typus, den er immer wieder schildert. Stets führt er uns in die ländliche Abgeschiedenheit des Dorfpfarrers; nie zeigt er das Ringen mit den modernen religiösen Problemen; vergeblich suchen wir in seinen Werken den Großstadtpfarrer mit seiner ganz besonderen Mühe und Arbeit. Aber das ist eben Raabes Eigenart. Er will nicht die brausende Flut des Lebens in bunten Bildern an uns vorüberrauschen lassen — nur in den Erstlingswerken finden wir solche Freude am Spiel der dichterischen Phantasie —, sondern er nimmt uns mit sich in die Stille zu einfachen, schlichten Menschen und zeigt uns, wie noch zuletzt in „Altershausen", daß da der Brunnen des Lebens am tiefsten und geheimnisvollsten rauscht, daß da die ergreifendsten Schicksale den Menschen begegnen und sie lehren, die Welt nicht von außen, sondern von innen zu sehen und zu werten. Nicht w a s man von der Welt sieht, sondern w i e man die Welt sieht, ist Raabe die Hauptsache.*)

Solche Anschauung vom Leben möchte Raabe allen Menschen vermitteln; ein Pfarrer aber muß gewiß vor allen anderen sich zu ihr bekennen. Daher finden wir sie mit Recht so häufig gerade bei den Pastorengestalten Raabes wieder.

Wilhelm Raabe und die alte Jungfer.

Von Olga Spiero, Hamburg.

Es gibt ein Wort, das uns rät: Wer zwei Dinge miteinander vergleicht, sollte wenigstens eins davon

*) Vgl. hierzu meine Schrift: „Wilhelm Raabe, Studien über Form und Inhalt seiner Werke", S. 21 f. u. 84.

kennen. Nun will ich zwar nicht Raabe und die alte Jungfer vergleichen — es böten sich auch sicherlich gar wenige Anhaltspunkte dazu — aber ich will sie beide doch in gewisse Beziehungen, in ganz nahe Verwandtschaft bringen, in die des Vaters zu seinem Kinde, des Schöpfers zu seinem Geschöpf.

Raabe kenne ich nicht, ich maße mir das nicht an zu behaupten, wenigstens kenne ich ihn nicht aus und wer kennte ihn überhaupt ganz und wirklich? So muß ich's mit dem andern Teil versuchen, und da hat uns der große Menschenkenner so viele Individuen gerade dieser Spezies gegeben, hat sie uns von allen Seiten be- und von innen heraus erleuchtet und sie bis ins kleinste charakterisiert, daß es wohl nicht zu viel gesagt ist, wenn ich vermeine, ich kenne sie. Sie — seine alte Jungfer nämlich.

Was ist nun aber für Wilhelm Raabe eine alte Jungfer? Ist es schlechthin das unverheiratete alte Mädchen mit seinen Schrullen und Sonderlichkeiten, das keinen Mann ergattert hat und nun teils neidvoll, teils traurig, teils verbittert, teils hämisch und klatschsüchtig aus seiner Ecke heraus auf die begünstigten Schwestern schaut? Wer sich in den Meister nur einigermaßen eingelebt und eingefühlt hat und weiß, daß es bei ihm immer auf den Kern, auf die letzten, größten Dinge ankommt, der sagt sich auch, daß er tiefer blicken muß, als die Welt im allgemeinen. Er hat die taube Nuß niemals für voll genommen, aber umgekehrt hat seine Hand nie eine gute Frucht zum Kehricht geworfen, weil ihre Schale voller Flecken und Runzeln, ihre Form absonderlich war. Er sucht überall auf die Wahrheit zu kommen, und die verwirklichte Wahrheit ist ihm dann das Gute in der Welt, das Böse nichts anderes als verwirklichter Irrtum. Diese

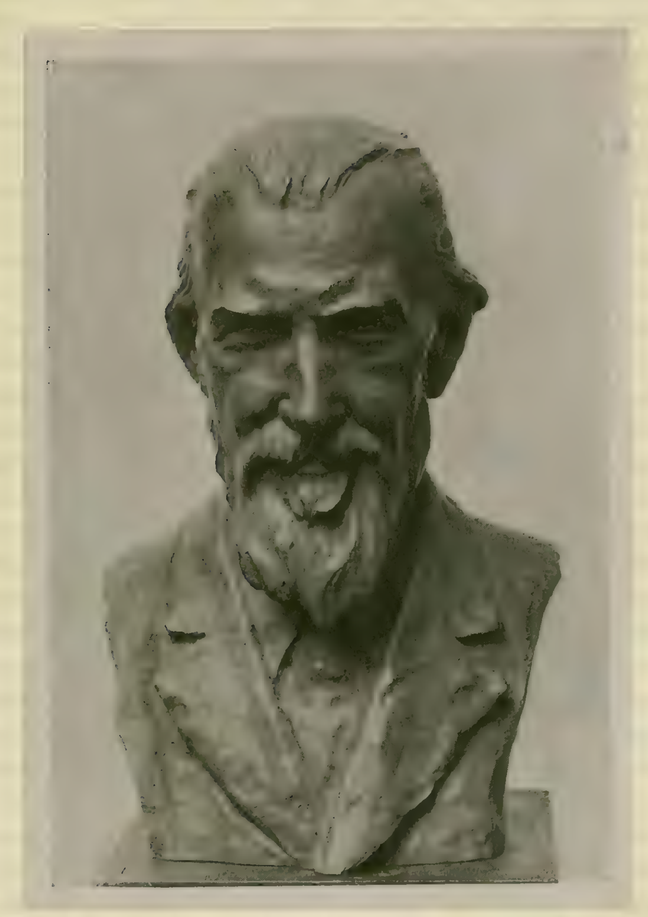
Anschauung erfordert weite Horizonte und über dem gewöhnlichen Niveau muß stehen, wer sie hat. Ist er aber erst einmal dort oben auf seiner einsamen Gedankenhöhe angekommen, so wird er auch nicht mehr vom Alltag verwirrend geblendet und erkennt eines jeden Persönlichkeit in klarer Deutlichkeit. So ist für Raabe eine alte Jungfer jeder Mensch, ob nun verheiratet oder unverheiratet, Mann oder Weib, der die große, ewige Sehnsucht, sich einem andern Wesen aufopfernd ganz hinzugeben, nicht verloren hat und dem dieses tiefste und ursprünglichste Gefühl nicht auf natürliche Weise erfüllt wurde. Das rein Äußerliche ist ihm dabei ganz einerlei; so erfahren wir an keiner Stelle, ob Hanne Allmann Witwe oder unverheiratet ist, er spricht einmal von dem Kinderonkel Fabian Pelzmann als von einer alten Jungfer, in der Stube des Chevaliers von Glaubigern riecht es nicht nur altjüngferlich, er rechnet ihn einfach mit dazu, wenn er von ihm die Frau von Lauen sagen läßt: „Ja, ja, so sind die alten Jungfern und Junggesellen. Ohne ein Spielzeug trotz Mystax und Pekkadillo geht's nun einmal nicht."

Die alltägliche, gewöhnliche Allerwelts-alte-Jungfer, der das ganze Geschlecht diesen unangenehm beleumundeten Namen verdankt, ist nicht die Seine; er gibt sie uns aber zur Vervollständigung ein oder das andere Mal wie etwa in der Tante Fiesold in der „Villa Schönow". Aber er läßt sie weder eine führende Rolle spielen, noch interessiert sie ihn sonderlich. Sie ist ihm, in den Dialekt von Fräulein Julia Kiebitz übersetzt „ein Haufen übelrüchiger wollener Lumpen, der hoffentlich im Benediktenstift ein hohes Alter in Behaglichkeit erreicht. Für die Behaglichkeit ihrer Mitschwestern in dem Beguinenhause übernehme ich freilich keine Garantie, zumal da alle auf einem Herde

zu kochen haben, welche Bestimmung der mittelalterliche Stifter der Wohltat auch nur aus Bosheit und um sich aus irgendeinem mir unbekannten Grunde an meinem geplagten Geschlechte zu rächen, zu Pergament gebracht hat.“ Die Vertreterin des Typus, der man's ansieht, daß sie keinen Wert auf ihre Toilette legt und ebensowenig, ob sie für jeden Knopf das richtige Knopfloch trifft, die immer mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett steigt und dann die böse Welt dafür verantwortlich macht, daß zu wenig Sonnenschein vorhanden ist, — diese alte Jungfer nimmt Raabe wohl einmal aus seinem Raritätenkasten, sich und uns zum Spaß, hervor, aber er hält sich nicht lange bei ihr auf, denn nichts hat in seiner ernsten Welt so enge Grenzen als der Spaß.

Wenn es ihn im furchtbaren Ernst nach dem Tode des älteren Amelung etwa nach „einer älteren Jungfrau und alten Jungfer, nach einer barmherzigen Schwester aus Kaiserswerth verlangt, die die schöne Kunst der Weiber übt, Trost im Unglück zu bringen und im Notfall sich selber zum Trost dazu und zwar ohne mit irgend etwas von ihrer lieben Seele dabei haushälterisch zu sparen,“ dann schwebt ihm gewiß nicht Tante Jakobine Fiesold vor.

Wilhelm Raabe sieht scharf und ohne jede Brille, er läßt sich nichts vormachen und tut mit den Geschöpfen seiner Phantasie das gleiche wie der Weltenschöpfer mit uns Menschenkindern: „Er siehet nicht, was vor Augen ist, sondern er blicket ins Herz“; und dadurch bringt er, indem er die Triebfedern des menschlichen Herzens aufdeckt, manch goldne Tugend um ihren Scheinglanz. Das Echte weiß er mit gleich sicherem Blick zu finden und braucht dem Zucken seiner Wünschelrute nur nachzugehen, um im alten Eisen, wie auf dem Schüdderump, in den



Ernst Müller-Braunschweig: Raabe-Büste von 1911.

Wonneburgen der Reichen, wie in der Einsamkeit des Winzelwaldes auf reiche Goldlager zu stoßen.

Diesem großen Pfadfinder ist sein Gefühl — dieses Wort im Kleistschen Sinn gemeint — von den Menschen der Scheinwerfer, der ihm den dunklen, oft kaum erkennbaren Weg erleuchtet, den Weg zum Herzen, zur Seele des einzelnen. Denn nur auf das Innere kommt es ihm an, um dem Menschen den Ehrentitel Altejungfer zu geben. Er macht es da wie die Geusen, die den ihnen vom Volk aus Bosheit gegebenen Spottnamen sich annahmen und mit Stolz führten.

Auf der Suche nach wirklichen wahrhaftigen Menschen, die ihrem Ursprung noch nahe stehen und nicht von der Kultur verbildet sind, ist es dann kein Wunder, daß Raabe so oft auf die geistig oder körperlich Enterbten zurückgeht; und es ist bedeutungsvoll, daß Raabe in „Altershausen", seinem letzten Buch, sein Lebenswerk abschließt, indem er so einer Vereinsamten, Minchen Ahrens, das letzte Wort gibt. Zwar legte der Dichter damals die Feder nur in dem Gedanken aus der Hand, sie andern Tages wieder aufzunehmen, aber er tat es nicht. Altershausen ist Fragment geblieben und das alte Mütterchen am Maienborn, die alte Jungfer Minchen Ahrens, sagt uns das letzte, was wir überhaupt von unserm Altmeister hören.

Seine alten Jungfern könnte man in zwei ganz verschiedene Klassen teilen. Die einen sind die kläräugigen, scharfzüngigen, fest zugreifenden, ihrer Vernunft gehorchenden Frauen mit der starken Seele und dem festen Willen, sie, die sich ihren Platz erobern und dann nicht wieder entreißen lassen. Die andern sind die scheuen, stillen, sanften Naturen, die sich an der harten Welt so oft gestoßen

haben, daß sie so wenig wie irgend möglich mit ihr in Berührung kommen wollen und erst hervortreten, wenn sie einem bedrängten Geschöpf helfend und ratend zur Seite stehen können. Ohne viel Worte zu machen, kommen und gehen sie und auf sie könnte das schöne Raabesche Wort geschrieben sein: „Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei; auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum."

Mit das schönste Exemplar der ersten Art haben wir in der Partnerin der Tante Fiesold vor uns: es ist die schon vorhin erwähnte Professorstochter Julia Kiebitz. Ihr, „Deutschlands klarstem Frauenzimmer", wie sie Raabe nennt, verdanken wir folgende köstliche Beschreibung ihrer Persönlichkeit: „Da sie als eine geborene und gebliebene Kiebitz ihrem Familiennamen nach gänzlich zu dem Geschlecht der Grallae gehörte, so haben wir nur aus der ersten besten Volksnaturgeschichte den betreffenden Passus abzuschreiben und treffen damit vollkommen das richtige. „Die Grallae zeichnen sich meist durch gar besonders lange Beine und auch meist langen Hals aus. Man rechnet zu ihnen den Flamingo, der im Alter schön rot anläuft, ein Nest in Backofenform baut und beim Brüten die langen Beine zu beiden Seiten neben dem Nest niederstreckt, als wenn er ritte." Zu dieser Spezies gehörte Fräulein Julia nicht.

Sie war im Alter nicht schön rot, sondern ziemlich gelb angelaufen und hatte nie in ihrem Leben ein Nest in Backofenform errichtet.

Auch zu den Rallus brex, die im Herbst überaus fett werden, gehörte sie nicht. Sie war im Herbst ihres Lebens durchaus nicht fett geworden."

Ernster gestimmt sagt er von ihr: „In diesem Augen-

blick gab in es der großen Stadt, alle hunderttausend Kinder eingerechnet, nichts für das Märchen, die Welt jenseits der Alltagserscheinung mehr Stimmungsfähiges, als wie das alte, wundervolle, von der Mama in der Wiege verlassene, vom Papa zu einer kompletten Närrin prädestinierte und vom gütigen Schicksal zu Schönows bester Freundin, Gönnerin und Schutzbefohlenen gemachte Mädchen."

Das ist gerade das Einzigartige, Ehrfurchtgebietende in der Kunst des Meisters: er vertuscht und übermalt nichts, er ist niemals ein sensitiver, schönfärbender Idylliker, er ist und bleibt immer der Wirklichkeitsdichter, der uns die oft häßliche, nackte Wahrheit gibt, aber eben die Wahrheit.

Da steht es vor uns, dieses unschöne, gelbliche, magere Fräulein Kiebitz mit den hochaufgesteckten Röcken, mit all ihren äußerlichen und auch inneren Lächerlichkeiten und Schrullen; und wir lieben und verehren sie nach kurzer Bekanntschaft dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, ebensosehr, wie es ihr ewig weinseliger Freund Schönow tut. Einst, als junges Mädchen, hat sie ihn von seinem elenden Schlaflager unter der Treppe hervorgeholt, hinter dem Rücken ihres gelehrten Vaters in der Küche unterrichtet und zum tüchtigen Menschen herangebildet und sich aus dem nichtsnutzigen, scheuen Jungen einen treuen Freund und Kameraden erzogen. Trotzdem beginnt ihre eigentliche Lebensaufgabe erst, als sie sich der eltern- und vermögenslosen Roswitha, des hübschen, kleinen Witchens, Schneewittchens Hamelmann annimmt und ihr eine sorgende Mutter wird.

Fast allen diesen Raabeschen Frauen ist das bedingungslos Mütterliche gemeinsam, und wo ihnen der Himmel ein liebearmes, verlassenes Wesen schenkt, nehmen

sie's an ihre versehnte Altjungferbrust; und die alten Mädchen, die nie ein Kind geboren haben, verstehen dann ihr Wahlkind so weich und fest zu halten, wie nur je eine wirkliche Mutter. Quellen, deren Ursprung sie selbst nicht kennen, deren Vorhandensein ihnen vorher unbewußt war, strömen von ihnen Liebe, Klarheit und Güte aus und bringen dem Kinde und der jungfräulichen Mutter gleiches Glück.

Fast ist es, als ob diese plötzliche innere Kraft die Frauen zuerst selbst bedränge und erschüttere, sie fürchten sich vor dem Neuen und versuchen, den Verstand gegen ihr Herz aufzurufen. Aber bald muß der Kopf, als der Klügere von den beiden, nachgeben, und wenn die „übergeschnappte, altberlinische Jungfer Julchen, die schon als sechzehnjährig Jungfräulein nicht hübsch war, in ihrer jetzigen Lebensepoche aber eigentlich schauderhaft aussah", auch zuerst auf Schönows Bitte hin sagt: „Ich, ein Kind annehmen? Da hört doch alles auf! J, Dalldorf und kein Ende! Dies geht denn nun freilich über allen Spaß. In unserem Alter? bei meinen Gewohnheiten, Schrullen und Grillen? bei unseren übrigen närrischen Zuständen und Umständen? Sie haben ganz ohne allen Zweifel dort den Alten um den letzten Rest seiner Intelligenz gebracht und ihm nichts gelassen als sein gutes Herz!" — dann weiß ihr Freund doch und ihr Tun gibt ihm hernach recht, daß „die jute Seele" ihn nicht im Stich läßt.

Wilhelm Schönow weiß überhaupt am besten über Fräulein Julia Bescheid und was sie ihm geworden ist, sagt er ihr in seinem echten, prachtvollen Berlinisch:

„Wat weeß der Mensch, was er an dem andern hat, ehe er ihn sich nicht fufzig Meilen weit her zur Hülfe verschrieben hat. Sie sind meine antike Jöttin mitten in't

Ende vons neunzehnte Jahrhundert! Mein einziger Trost is, det Sie es wissen, daß Sie doch mir bei Tage und bei Nacht herausklopfen dürfen. Also wirklich auch diesmal auf die erste Notiz parat wie Ihr liebes Herz, königliche Hoheit? Janz einverstanden, ohne sich irjend vor die Leute zu jenieren, jede Dummheit wie jewöhnlich mitzumachen? Det Jroßartigste in der Welt bleiben trotz Düppel, Sechsundsechzig und Siebzig doch immer Sie, Fräulein."

Julie Kiebitz holt sich ihr Kind — öfter noch wird es den überraschten Müttern gebracht, die alle keine andere Wiege für das plötzliche Geschenk vorgesorgt haben, als ihres Herzens Wärme und Güte, darein sie es betten. Hanne Allmann, die greise Burgherrin vom Krodebecker Armenhaus des „Schüdderumps", steht am Fenster und hört auf einmal im stumpfsinnigen Hinbrüten des heißen Sommertages den Schinderkarren auf ihr Haus anrumpeln. Ihr zahnloser Mund bleibt offen vor Schrecken und die alten, hageren, braunen Hände fangen mehr als gewöhnlich an zu zittern, sie geht mit leisem Ächzen in den äußersten Winkel und seufzt: „O liebster Herrgott im Himmel, hol mich endlich aus der Welt, wenn du mir abs'lut keine Ruhe lassen willst!" Aber auch bei der Siebenzigjährigen bedarf es nur eines Blickes auf das schlafende Kind der sterbenden Marie, und sie träumt noch in derselben Nacht davon, wie sie aus ihrem alten wollenen grauen Unterrock ein kleines hübsches Kleidchen fürs Kind machen könnte, und dankbar falten sich bald die eben so verängstigt abwehrenden Hände, und Hanne murmelt: „Ei, ei, hat das der liebe Gott noch auf meine alten Tage mit mir im Sinne gehabt? Guck, Hanne Allmann, das hättest du dir gestern um diese Zeit wohl nicht gedacht,

daß er dir vor deinem Ende noch einen Sarg und eine Wiege zu versorgen geben würde." Dann kommt mit dem seltsamen Kinde mit dem feinen, klugen Herzen und den schönen, tiefen Augen das Lachen ins Siechenhaus, und dieses helle sorglose Kinderlachen läßt alle Seufzer und Klagen verstummen, die die schmerzgewohnten Mauern in dunkeln, stürmischen Winternächten und an glühendheißen, schwülen Sommertagen wiedergaben. Licht und Wärme kommen wieder herein und trocknen alle je geweinten Tränen, wohlige Wärme auch für die alte Pflegemutter, die wenige Tage vor ihrem Tode fühlt: „Es ist ein Wunder, wie schön die Welt ist. Ach die Sonne, die Sonne! ich habe sie so lange vor der Tür gehabt und hab niemals darauf geachtet. Ich habe immer Furcht gehabt, mein ganzes Leben lang. Und nun ist mir's so leid ums Fortgehen. Jetzt fällt mir sicher der schönste Sonnenschein auf mein Grab, aber es ist auch so gut und ich bin es zufrieden."

Juliane von Poppen in den „Leuten aus dem Walde" findet ihr Kind in dem Augenblick, da sie ihr Recht gegen den rohen, zügellosen Bruder verteidigt, der ihr Geld zurückbehält und es ihr nicht herausgeben will. Über dem eben geborenen Geschöpfchen, das sie im Hause ihres Bankiers Wienand an der Seite seiner toten Mutter findet, vergißt sie Geldnot, Prozeß und jungferliche Stellung und ist nur das tröstende, sorgliche, ordnende Weib. „Als der Bankier zu seinem zerstörten Heimwesen zurückgeeilt war, fand er die tiefste Ruhe und Ordnung hergestellt, fand sein Kind mit Amme und Wärterin aufs beste versorgt, fand sein Weib im geschmückten Sarg und das Freifräulein in schwarzer Seide."

Raabes letzter alter Jungfer, Minchen Ahrens, wirft

der tückische Apfelbaum ihr Kind vor die Füße. Er hat den gesunden, wilden, unbändigen Ludwig Bock mit seinen rotbäckigen Äpfeln auf die äußersten Wipfel gelockt und läßt ihn so unglücklich auf den Kopf fallen, daß er den Verstand verliert und sehr schwer verletzt wird. Minchen ist zu dieser Zeit noch ein Kind und als sie nach Monaten hört, daß Ludchen wie durch ein Wunder körperlich wieder gesund geworden ist, da ist ihr das eben nur eine gleichgültige Nachricht, die sie in keiner Weise erregt. Dann erst, als sie selbst den herben Seelenschmerz verratener Liebe durchkostet hat, führt sie ihr Schicksal von neuem zu dem unbeholfenen, geistig armen, alten Kinde; da greift sie nach der unsicheren Hand, die sich ihr zag und bittend entgegenstreckt, hält sie fest und lebt fortan mit und für den von der Stadtjugend verspotteten Idioten.

Sie hat es erfahren, daß man's mit Vergnügen aushält, wenn über einen geweint wird; was man aber nicht ertragen kann, ist, daß man dauernd verlacht wird.

Nun lachen und weinen die beiden gemeinsam, die Kinderfreundin Minchen und ihr greiser Junge Ludchen, da hören sie darüber nicht das harte, kalte Lachen der Welt. Der Segen aber bleibt der Segenspenderin nicht aus, die Jugend, die ihrem alten Kinde erhalten blieb, teilt sich ihr mit und macht auch sie wieder jung.

Es ist mir aus Raummangel nicht möglich, alle jungfräulichen Raabeschen Mütter zu erwähnen, so sehr es mir die Base Schlotterbeck, Fräulein Euphrosine Kleinkauer, die Tante Kennesiealle, und die Jule Grote auch angetan haben. Sie gehen alle vereinzelt dahin, ohne zu wissen, daß sie eines Geschlechts sind. Sie haben alle Familienähnlichkeit und sind dennoch, wie so oft Kinder eines Vaters, grundverschieden; nur die Wesensart seines

Geistes haben sie alle geerbt und dadurch fühlen wir ihre enge Verwandtschaft. Diese Mannigfaltigkeit in der Einheit erfordert die Meisterhand Raabes, um niemals Dubletten zu schaffen. Schwestern alle, jedoch ungleich in Bildung und Reichtum, in ihrer sozialen Stellung und ihren Gewohnheiten — aber sie hatten alle eine Kinderstube und gleiches Blut rollt in ihren Adern — das läßt sich nicht verleugnen. Sie erkennen sich, wo sie sich auch treffen mögen, am Händedruck, wie die Brüder einer Loge, und sie alle würden, was ihr Kind betrifft, mit Hanne Allmann sagen: „Lassen kann ich nicht mehr von meinem Kinde, und wenn man mir es nähme, so wär's mein Tod."

Mit Minchen Ahrens, auch mit Hanne Allmann bin ich nun schon zu der zweiten Gruppe von alten Jungfern übergegangen, zu den Demütigen, Bescheidenen, die nicht mit kühnem Griff ihrem Schicksalsrad die Richtung zu geben versuchen. Aber wenn ich auch vorher meinte, es ginge wohl an, die Raabeschen Frauen in zwei Gruppen zu teilen, so muß ich schon jetzt widerrufen.

Es ist nicht möglich, sie in Klassen und Arten einzuordnen, sie wie getrocknete Pflanzen in Herbarien zu kleben und wissenschaftlich zu betrachten und wer es dennoch versuchte, täte weder ihnen, noch dem Meister, der sie schuf, einen Gefallen, am wenigsten freilich sich selbst.

Man nähme ihnen eben Duft und Leben, und sie leben doch alle so wirklich, in jedem Wort, in jedem Gefühl und jeder Bewegung in ihrem äußerlich meist engen Kreise, daß sie aus diesem herauslösen schon ihnen ihr Bestes nehmen hieße. Sie wissen alle, daß eine Träne trocknen mehr in der Wagschale der Menschheit wiegt, als tausende über fremdes Elend weinen. Diese alten Jungfern drängen sich nie hervor, aber sie sind immer da zu finden, wo

Unglück und Leid nach ihnen sehnend die Arme ausstrecken, doch nicht um zuzuschauen und Tränen zu vergießen, sondern um zu handeln.

In einem der reizvollsten Bücher Raabes, den „Unruhigen Gästen“, lernen wir die blumenhafte Phöbe Hahnemeyer kennen und diese Zwanzigjährige besitzt alle Eigenschaften, die sie zu einer alten Jungfer vorherbestimmen, darum gehört auch sie in unsere Betrachtung. Sie entäußert sich ihres Willens bei den Idiotenkindern in Halah-Schmerzhausen so vollkommen, daß sie sich mit ihnen wirklich glücklich fühlt, und behält dennoch die Kraft, diese Unmündigen des Herrn zu verlassen, als ihr Bruder sie in sein Haus, in Kälte und Eis ruft. Wochenlang ist sie dort mit ihm allein, eingeschneit und abgeschnitten von jedem anderen menschlichen Wesen.

Der Pastor Prudens ist auch einer von den Menschen, in deren Herzen der hellsichtige Raabe erst viel Schlacken und Geröll wegräumen muß, um zur Goldader zu gelangen. Das, was der Pastor selbst und seine Schwester Phöbe für köstliche Edelsteine halten, weist uns der Dichter vor und wir erblicken nichts, als arbeitsam und kunstvoll von Eitelkeit und Selbstsucht geschliffenes Glas.

Die Schwester aber schaut gläubig auf zu ihm, dem mit sich Ringenden, der sich als einzigen Wunsch ein unbewegliches Herz und eine Zunge wie Erz ersehnt, der von seinem Freunde hart und bitter genannt wird, und dem das Hohelied Salomonis, dieses Hohelied der Liebe, nur ein verächtliches, lautes Lachen abnötigt.

Phöbe wird diesem Bruder ihre Jugend und ihr Frauenglück hingeben und ihr Opfer ebensowenig bemerken wie Prudens Hahnemeyer selbst und sie, die der Gleichklang ihrer Kinderseele immer die richtigen Wege

leitet, wird sich demütigen Herzens dem unterordnen, der Gott um ein kurzes Leben bittet. „Denn auf dieser Erde begegnete ich keinem, der mir nicht zum Zorn und Überdruß wird, der mir nicht ein Vorwurf ist, wenn ich nicht in sündiger Überhebung einen Triumph daraus machen kann."

Mit solchen Gefühlen im Herzen kann es unmöglich seiner starken und an sich groß veranlagten Natur gelingen, den wilden Räkel zur Vernunft zu bringen, daß dieser die Leiche seiner am Flecktyphus gestorbenen Frau auf dem Dorffriedhof begraben lasse. Das bleibt nach schwerem, innerem und äußerem Kampf seiner holden Schwester vorbehalten.

Ihres Bruders Freund Baron Bielow bittet sie mit den hellen, lebensfrischen Worten: „Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, daß wir beide der Armen zu einer Schutzwehr dienen — nicht gegen ihre stillen Nachbarn dort auf jenem ruhigen Gartenfleck, sondern gegen den bellenden Zorn und verstockten, kindischen Groll ihres unzurechnungsfähigen Mannes?"

Schnell und flüssig kommt es dem Freiherrn, dem eleganten Mann aus dem Säkulum, von den Lippen; ihm ist das alles ein interessantes Reiseerlebnis mehr auf seinen Fahrten um diesen rosenfarbenen Erdball. Ganz anders Phöbe. „Das liegt wie ein schwarzer Schlüssel vor mir am Boden, und ich weiß nicht, ob es recht ist, daß wir uns so, vielleicht vor der Zeit, nach ihm bücken und ihn aus der Sonne und dem grünen Grase aufheben."

Was sind gegen diesen Ruf, den Phöbe vom Schicksal erhält, die Aufgaben ihrer Schwestern Minchen Ahrens, Hanne Allmann oder Juliane von Poppen! Jene haben blühendes Werden, das sich ihnen entgegenrankt, liebend

an die warme Brust zu nehmen und Kinderliebe und Zärtlichkeit dankt ihrem Tun. Phöbe aber soll in dem Gedanken durchs Leben gehen, daß sich, wann und wo immer sie stirbt, ihrem Leichnam die Arme der toten Anna Fuchs ausbreiten, um sie neben sich zur letzten Ruhe zu betten. — Einen Augenblick zögert schaudernd das fromme, junge Kind, dann sagt sie in gewohnter Ruhe und bestimmten Sicherheit: „Ja." Das ist wieder ein Familiencharakterzug der Raabeschen alten Jungfern, wie seiner Menschen im allgemeinen. Sie wissen sich keinen Rat und fühlen den Boden unter sich wanken; dann tun sie, oft mit innerem Widerstreben, mit geschlossenen Augen, was gerade der Augenblick ihnen eingibt, und siehe, das gerade war das Richtige, das sollte und mußte geschehen, und diese Einfältigen des Herrn gewinnen mit ihrem zaghaften, reinen Kinderherzen den Sieg über die selbstsichere, kluge, starke, arge Welt.

Nicht das verstandesgemäße Denken, das überall irren kann, das eingeborene, tief in einer keuschen Seele wurzelnde Gefühl findet sich zum Ziel und bringt den Kindergottesfrieden.

Mit diesem durch nichts zu beirrenden richtigen Empfinden überwindet Phöbe den Zuchthäusler und Wilddieb Volkmar Fuchs, führt ihn zurück in bürgerlich normale Verhältnisse und trägt zuguterletzt noch in den vollgewichtigen Menschen- und Weltüberdruß der alten Jungfer Dorette Christeller aus dem „Wilden Mann" einen Teil ihres nonnhaft überirdischen, ewigen Sonnenscheins hinein und lehrt sie wieder an die Menschheit glauben.

In der reinen Weiblichkeit und kindlichen Demut Phöbes vereinen sich die mütterlichen Instinkte, mit denen sie schwachen Naturen zur Stütze wird, und die anschmie-

genden Hilflosigkeiten eines Kindes. Der alten Siechenhäuslerin Dorette wird sie, was Antonie Häusler der greisen Hanne Allmann im Siechenhaus zu Krodebek wurde. Dorette empfindet das dankbar und schreibt ihrem „Kinde“ das mit den Worten: „Ja, Du bist gekommen, mein Herzensschmerzenskind, wie aus dem Abendhimmel und hast mir geholfen — mir, die ich doch in meinem Zorn auf die Welt und Menschheit ein ganz anderer Räkel war, als Euer armer Tropf da oben im Wald. Und brauchtest Dich nur eine Viertelstunde bei mir niederzusetzen auf die Bank unterm Fenster im Abendlichte, daß ich mich an die Stirn klopfen konnte und sagen: ‚Es war doch so einfach, Dorette!‘“

Was aber ist bei Raabe nicht „so einfach“? Im Einfachen und Natürlichen finden wir bei ihm immer die höchste Weisheit, und bevor ich zum Ende komme, möchte ich wenigstens einer alten Jungfer des andern Geschlechts noch Erwähnung tun, des Ritters Eustachius von Glaubigern aus dem ‚Schüdderump‘, der auch mit natürlicher Einfachheit die Weisheit paart, die nicht von dieser Welt ist. „Er hatte den Krieg gesehen und über den Frieden nachgedacht. In Einsamkeit und Stille, in Geduld und Entsagung hatte er an seinem eigenen Wesen, wenn auch nicht gebaut und gemeißelt, so doch geschnitzelt und gedrechselt und damit soll gewiß kein Tadel ausgesprochen sein, sondern das höchste Lob, was einem guten Mann in seiner Lage gegeben werden kann. Ein altes, wunderlich kluges Kind!“

Auch er gehört zu jenen Sehnsuchtsvollen und Selbstlosen, die sich für ihr Wahlkind opfern wollen und müssen, ehe sie zum Frieden eingehen — bei ihm ist es der Friede der geistigen Umnachtung. Nicht wie er seinen Schüler unterrichtet, ist etwas Sonderliches, er lehrt ihn und hat Acht,

„daß der Bengel durch Fräulein Adelaide Klotilde Paula v. Saint Trouin nicht ganz verrückt wird, und er wird ihn nächstens auf die Weide mit den Hammeln schicken, damit der Junge nicht verlernt, daß das Gras grün ist, und daß der Regen naß macht." Nicht was er an der kleinen Antonie Häusler tut, macht es; erst als der Greis den Weg aus dem müden, schlaftrunkenen Krodebek in das helle, grelle, laute Wien zurücklegt, um sein Kind aus den Händen des seelenmordenden Großvaters zu retten, und als er, dazu zu spät gekommen, ihm ein weiches Sterbekissen unterbreitet — so weich wie das Heu im Schüdderump, auf dem Antonie als Kind lag — erst da ist er der wahre Chevalier, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel.

Seinen Gesinnungsbrüdern, dem Polizeischreiber Fritz Fiebiger, dem Atrappenonkel Fabian Pelzmann, dem Nachtwächter Martin Marten zu Wanza fehlt nur die Gelegenheit, wahrlich nicht der Mut zu gleichem Handeln. Wir aber, die wir ein Stück Wegs mit diesen Herren und Damen gehen durften, machen gern das gnädige Frölen des „Schüdderump" zu unserer Wortführerin und stimmen ihr stillschweigend bei, wenn sie sagt: „Sie haben mich überrascht, aber Sie machen mich heute stolzer als je auf Ihre Bekanntschaft und Achtung. Wir haben uns oft mißverstanden, und ich glaube nicht, daß die Schuld immer auf meiner Seite lag; von nun an verstehen wir uns und vielleicht für immer im Leben. Sie machen mich sehr glücklich und ich rechne es mir für eine Ehre an, daß ich meine Tage in Ihrer werten Gesellschaft hinbringen durfte." Wir aber rechnen die Nachkommin so vieler und hoher Ahnen mit gutem Gewissen mit in die Reihe der schätzenswerten alten Jungfern und machen auch ihr unsere ehrerbietige Verbeugung.

Ich bin mir bewußt, daß Raabe, so wundervoll und wahrhaftig er uns auch das Bild der Frau gegeben hat, nicht nur der alten Jungfer, sondern jeder Frau: des jungen Mädchens, wie des Kindes, der Verheirateten, mitten im Leben Stehenden, wie der greisen und weisen Mutter, daß er doch niemals etwa das ist, was man einen Frauendichter nennt.

Sein Werk ist Männerarbeit und „Männer tun Deutschland Not", mahnt und ruft es aus seinen Büchern; mit dem gleichen Recht, wie ich die alte Jungfer mir als Gegenstand unseres Interesses ersehen habe, dürfte sich ein anderer die Männer oder einen einzelnen Beruf, etwa den Arzt, den Lehrer, den Schuster oder den Apotheker erwählen und immer würde ihm der Stoff unter den Händen wachsen und zu groß werden, um ihn uns erschöpfend zu geben.

Diese Erkenntnis aber zeigt uns am klarsten den fast verwirrenden Reichtum Raabescher Phantasie und Gestaltungskunst und zwingt uns immer von neuem vor diesem großen Meister der deutschen Sprache zu tiefer Bewunderung, innigster Dankbarkeit, wärmster Liebe.

Alte Nester.

[Mit Genehmigung des Verlages von Benno Goeritz, Braunschweig, und im Einverständnis mit der Verfasserin der 2. Aufl. ihrer „Gedichte" (1910) entnommen.]

Ich hab es erlebt vor manchem Jahr,
Doch dünkt mich, es war erst gestern,
Da las ich, als ich ein Backfisch war,
Das Buch von den „Alten Nestern".

Ich wußte wenig von Poesie
Und gar nichts von Wilhelm Raabe,
So kam in die Hände von Anna Klie
Des Meisters köstliche Gabe.

Im Garten hockt' ich, das Buch im Schoß,
Bis sinkend der Abend gedunkelt
Und über dem Haupte mir still und groß
Der Himmel voll Sterne gefunkelt.

Dann bin mit dem Buch ich im ganzen Haus
Von einem zum andern gegangen:
Wer kennt Wilhelm Raabe? so rief ich aus,
Mir glühten vor Eifer die Wangen.

Da sprach eine Muhme: „Der kam mir einmal
In Wolfenbüttel vor Augen,
Er schreibt Geschichten in großer Zahl,
Ich weiß nicht, ob sie was taugen.

Denn von Geschichten, mein liebes Kind,
Da lob' ich mir die bequemen,
Und was die Bücher von Raabe sind,
Da soll man sich schwer draus vernehmen!"

Hei! ließ da der Backfisch der Zunge den Lauf,
Den neuesten Schwarm zu vertreten!
Doch Wolfenbüttel blieb obenauf
Und steinigte seinen Propheten!

Ich aber schöpfte aus „heiligem Born"
Und pries ihn laut, trotz der Muhme,
Und vernahm begeistert das prächtige „Horn",
Das „Wanza" erklungen zum Ruhme.

Ich hab mit „Mathilde Sonntag“ gelacht,
Für „Antonie Häußler“ gezittert,
Und es hat „Des Reiches Krone“ mit Macht
Das tiefste Herz mir erschüttert.

Und heut' noch — tret' ich zum Bücherbort,
Und schweife entlang mit den Blicken,
Und suche nach frühlingsatmendem Wort,
Die Seele recht zu erquicken,

Dann winken umsonst mir, von Goldschnitt beglänzt,
Romane, Novellen und Lieder:
Ich lese, was Zauber der Jugend mir kränzt,
Ihr „Alten Nester“ euch wieder.

Anna Klie, Braunschweig.

Das Wesen des Humors.

Von Karl Strecker, Berlin.

Raabe hat sich, wie man weiß, namentlich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sehr gründlich mit Schopenhauer beschäftigt. Die scharfsinnige Lebensverneinung dieses geistvollsten aller Pessimisten, die vor einem halben Jahrhundert noch Wolkenschatten auf Wolkenschatten über die jungen Saatfelder Deutschlands jagte, hat auch ihm zeitweilig das Hoffnungsgrün verdunkelt. Sogar seinen Humor hat sie ihm verdüstert. Man lese den Anfang von „Abu Telfan“. Er ist humoristisch und zwar in hoher Vollendung — aber es ist ein anderer Humor als der in den frühsten Werken Raabes, zumal der „Sperlingsgasse“, auch als der in den späteren (Horacker), es ist ein grimmiger,

fast verbissener, kein sonnig lachender mehr. Es ist der sarkastische, finstere Humor Schopenhauers. Dieser Philosoph mit dem harten Tatsachensinn und dem „kategorischen Willen zur Helligkeit und Vernunft“ hat wie die meisten bedeutenden Fragen der Menschheit bekanntlich auch die Erscheinung der Heiterkeit gründlich untersucht. Über das Wesen des Lachens hat er wiederholt (Parerga Bd. 2, Kap. 6, § 98. W. a. W. u. V. Bd. 1, § 13 und Bd. 2, Kap. 8) scharfsinnige Untersuchungen angestellt. Er geht in seiner Begriffsbestimmung über Kant hinaus, der die Wurzel des Komischen im „Kontrast“ gefunden hatte, und ihm bleibt das Verdienst, diesem Problem ziemlich nahe auf den Leib gerückt zu sein. (Er nennt es „Die paradoxe und daher unerwartete Subsumtion unter einen ihm übrigens heterogenen Begriff.“)

Nun ist aber bekanntlich zwischen Lachen und Humor ein himmelweiter Begriffsunterschied. Und wenn wir in Nachfolgendem zu beweisen versuchen, daß Schopenhauer das Wesen des Humors verkannt hat, so sei im voraus zugestanden, daß dafür weniger den Philosophen selber als seine Zeit die Schuld trifft. Der Begriff Humor, wie wir ihn verstehen, ist nämlich noch recht jung. Die Griechen kannten ihn nicht, Goethe ebensowenig; war doch im 18. Jahrhundert der Humor gerade bei den Gelehrten verpönt, er wurde als Privatbesitz der Hofnarren angesehen; und Goethe meinte noch am 6. Juni 1824 zum Kanzler Müller: „Nur wer kein Gewissen hat, kann humoristisch sein.“ Man vergleiche das, was Goethe hier meint, mit dem Humor, den Wilhelm Raabe etwa in seinem „Horacker“ entwickelt, und man wird ohne weiteres zugeben, daß hier ein großes Mißverständnis vorliegen muß, denn niemand wird in diesem humor-

getränkten Werk die Merkmale der Gewissenlosigkeit erkennen.

Schopenhauer steht noch auf einem ähnlichen Standpunkt wie Goethe, er kannte den neuen, vorwiegend germanischen Begriff des Humors, der mit der wiedererwachenden Natürlichkeit in der Literatur Hand in Hand ging, nicht. Schopenhauer stellt im 8. Kapitel des 2. Bandes der W. a. W. u. V. den Humor als Gegensatz der Ironie hin. Er sagt: „Versteckt sich der Scherz hinter dem Ernst, so entsteht Ironie. . . . Das Umgekehrte der Ironie, der hinter dem Scherz versteckte Ernst, ist der Humor. . . . Fängt die Ironie mit ernster Miene an und endigt mit lächelnder, so hält der Humor es umgekehrt.“

Wie man sieht, sucht Schopenhauer, der sonst immer nach dem Kern der Dinge zu suchen gewohnt ist, hier den tiefinnerlichen Gegensatz beider Erscheinungen in einer reinen Äußerlichkeit, nämlich darin, ob der Scherz vor oder hinter dem Ernst stehe. Man könnte die Theorie sehr leicht mit Beispielen einer bitteren Ironie, die durchaus nicht „mit lächelnder Miene endet“, und eines befreienden Humors, der gerade mit „lächelnder Miene endet“, umstoßen, damit wäre aber nicht allzuviel gewonnen. Suchen wir vielmehr über das Wortklauberische aller Definitionen und ihrer Widerlegung hinweg der Erkenntnis auf den Grund zu kommen: daß der Unterschied zwischen dem Ironiker und dem Humoristen auf einer völlig verschiedenen Weltanschauung und Charakteranlage beruht. Humor ist nicht denkbar ohne verstehende Herzensgüte, Ironie nicht ohne kritische Schärfe; Jonathan Swift ist mehr Ironiker, Wilhelm Raabe mehr Humorist. (Freilich wird Swift unter den großen Humoristen der Weltliteratur immer in erster Linie genannt und nicht mit Unrecht; aber

Ironie, Satire, beißender Witz sind z. B. in seinem Gulliver erheblich stärker vertreten als der Humor. Sehr ähnlich ist ihm hierin Heine, der viel von Swift gelernt hat, namentlich die blitzschnelle Umbiegung eines anscheinend ruhig Erzählten in eine satirische Folgerung ist ein Kennzeichen des Swift-Heineschen Witzes.)

Wie weit sich der Humor eines Wilhelm Raabe von der Begriffserklärung Schopenhauers entfernt, erhellt aus der Probe, die Schopenhauer für seine Definition wählt; er findet die echten Kennzeichen des Humors in dem persischen Gedicht „Anwari Soheili“:

Ist einer Welt Besitz für dich zerronnen,
Sei nicht in Leid darüber, es ist nichts;
Und hast du einer Welt Besitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es ist nichts,
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber, sie ist nichts.

Uns scheint hierauf der Begriff Resignation besser zu passen, als „Humor“. Denn der Humor geht eben durchaus nicht vorüber an der Welt, vielmehr bleibt er lächelnd vor ihren kleinen Wunderlichkeiten stehen, betrachtet sie lange und freut sich ihrer. Weltliebe und Weltfreude allenfalls getönt mit leiser Wehmut haben Wilhelm Raabes Auge auf die vielen absonderlichen Gestalten gelenkt, die wir seinem Humor verdanken: den Konrektor und die eisenfeste Konrektorin, Wunnigal und Pechlin, Base Schlotterbeck, Tante Kenne sie alle, Jane Warwolf und die Wackerhahnsche von Boffzen. Gerade jene intime Weltliebe, die sich des Versteckten und Unscheinbaren freut, ist das Kennzeichen Raabeschen Humors. Er läßt die Kindlein zu sich kommen, die Mühseligen und

Beladenen finden Platz an seinem Tisch. In den „alten Nestern“ sucht er nach seinen Helden, im Biedermeierhäuschen des Vogelsangs, in verfallenen Landwehrtürmen, im Armenhaus von Krodebeck. Er liebt alle, die ein heimliches Leid oder auch eine heimliche Freude tragen, die im Gewühl der Millionenstadt einsam leben, die die Welt verstoßen oder beiseite geschoben hat, das sind seine Helden; der arme Vielesser Stopfkuchen, der Dorftaugenichts Horacker, auch die Philosophen der Dachstube, die lieben Narren, die ihr Steckenpferd durchs Leben tummeln, Philister und Sonderlinge, arme Idealisten, halbverkommene Existenzen, streng beobachtende alte Jungfern, kurzentschlossene Wittfrauen, komische Käuze und weltfremde, altmodische Leute aller Art. Nur Weltliebe und Weltfreude konnte diese Gestalten schaffen. Und hiermit kommen wir auf den springenden Punkt unserer Betrachtung, das alte Wort des Evangelisten „. . . und hätte der Liebe nicht.“ Liebe und echter Humor wachsen auf einem Stamm, so sonderbar das auf den ersten Blick scheinen mag. Wer der Liebe zu Welt und Menschen ermangelt, kann wohl ein witziger Kopf, ein großer Ironiker und Satiriker sein, aber nimmermehr ein Humorist. Der Beweis, daß Humor nicht viel anderes ist als eine Art lächelnde Liebe, läßt sich wörtlich führen; man braucht nur in der bekannten Stelle des Korintherbriefes statt Liebe Humor zu setzen: Der Humor ist langmütig und freundlich, der Humor eifert nicht, der Humor treibt oft Mutwillen, aber er blähet sich nicht. Er stellt sich nicht ungeberdig, er sucht nicht das Seine, er läßt sich nicht erbittern, er rechnet das Böse nicht zu. Der Humor verträgt alles, er hofft alles, er duldet alles.

Also wer Humor hat, der hat auch Liebe. Raabe hatte

die lächelnde Weltliebe, den eigentlichen Nährboden des Humors, in überreichem Maße. Darum konnte auch sein Humor in jener Periode, die wir zu Beginn erwähnten, nicht gestorben sein, sondern nur verdüstert. Und daß gerade diese Verdüsterung in naher Beziehung zu der eingehenden Beschäftigung Raabes mit Schopenhauer steht, ist keine Frage. An Schopenhauers trostarme Weltauffassung gemahnt es, wenn im „Abu Telfan“ Leonhard Hagebucher das schwere Wort spricht: „Wohl dem, der stark genug ist, sich nicht zu überheben, und ruhig genug, um zu jeder Stunde dem Nichts in die leeren Augenhöhlen blicken zu können — wohl dem, der aus jeder Not und jeder Verdunkelung die Hand aufrecken kann mit dem Schrei: Ich lebe, denn das Ganze lebt über mir und um mich!“

Es ist hier eine ähnliche düstere Grundstimmung, wie in Raabes nächstfolgendem Roman, dem „Schüdderump“. Hören wir doch durch das ganze Werk das Rumpeln und Pumpeln des Pestkarrens auf dem holperigen Straßenpflaster, des „Schüdderump“, unter dessen Bilde der Dichter diesen tiefsinnigen Totentanz gedichtet hat. Es ist der trostloseste Lebensabschnitt des Dichters. Es ist wohl kein Zufall, daß diese Düsterkeit sich zu Anfang der siebenziger Jahre aufhellte. Raabe war ein zu treuer Vaterlandsfreund, als daß der unvergleichliche Siegeslauf unseres Heeres, die Einigung der deutschen Stämme und die Aufrichtung des Kaiserreiches nicht auch ihm eine Sonnenwende gebracht hätten. Sein humorvollstes Buch, der kostbare „Horacker“ mit seinen unvergeßlichen Gansenwinkler Gestalten entsteht zu Anfang der siebenziger Jahre!

So waren seine letzten Jahrzehnte erhellt vom

Abendsonnenschein eines geklärten Weltbildes; und noch in seinem letzten Werk, dem Rückblick mit dem bezeichnenden Titel „Altershausen" fällt als goldreife Frucht seines Humors uns in den Schoß, was in Stürmen und Windstillen, in Wolkenbrüchen und langsamer Glut sich vollendet hatte. Er hatte den Blick zu den Sternen so wenig verlernt wie die Acht auf die Gassen; so war ihm das Herz geweitet und getröstet genug, das Leben als ein Kinderspiel anzusehen, in dem es sich ernsten Kummers nicht lohnt, und sich selber als den Nußknacker vom vorigen Jahre auf dem heurigen Weihnachtstisch. Sein Jahr ist um, mag ein anderer nun an den Welträtselnüssen knacken, der jüngere Zähne hat. Und er sieht ihn schon, seinen Nachfolger, den neuen Nußknacker in seinen Stulpenstiefeln, mit frischen Farben auflackiert, „aus gegenwärtiger Kulturentwicklung mit schwärzestem Schnauzbart, rotestem Rock, leuchtendstem Federbusch, gelbester Weste". Erinnert er ihn doch an seinen eigenen Vorgänger ..... auch er wird die Welträtselnuß unverzagt zwischen die jungen blanken Zähne nehmen und tüchtig daran herumknacken — — „sie kommen ja beide, der Junge wie der Alte, aus der nämlichen renommierten Fabrik".

Man sieht: auch in diesem humorvollen Bilde von der Vergänglichkeit des Lebens und der Nichtigkeit menschlichen Erdenwerks fehlt ein leiser Zug der Resignation nicht. Aber er wird heiter übermalt von helleren Eindrücken; Raabe geht nicht mit Geringschätzung vorüber an der Welt, die er in ihrer Unbeständigkeit genau so erkannt hat wie der düstere Philosoph und sein persischer Dichter. Er bleibt vielmehr behaglich stehen vor dem neuen Nußknacker, der ihn ablösen wird, und freut sich der glänzenden Lackfarben und des schwarzen Schnauzbartes und

der gesunden, kräftigen Zähne, die auch ihn einst schmückten, ja er ist der „alten, renommierten Fabrik“ im Grunde dankbar, daß sie so gut arbeitet nach wie vor. Er scheidet ohne Überhebung und ohne Groll. Denn sein großer, goldechter Humor lehrte ihn, daß wir am farbigen Abglanz das Leben haben.

Raabes Humor.*)

Von Anna Fierz, Zürich.

Die außergewöhnliche Bedeutung Wilhelm Raabes liegt in seinem Humor.

Nur ein Humor, dem die intime Bekanntschaft mit dem Weltleid anzuspüren ist, kann uns rühren und erheben. Eigentlich zwar und naturgemäß gibt es keinen andern. Denn es müssen, damit der Humor entstehe, Geist und Gemüt gleichmäßig stark, ja bis zur dichterischen Anlage entwickelt sein. Der dichterisch erhöhte Geist sowohl als das dichterisch vertiefte Gemüt stehen einer heiteren Lebensauffassung im Wege: sie garantieren auf der einen Seite untrügliches Vorstellungsvermögen, Schärfe, ja Vollkommenheit der Erkenntnis, ein unter Umständen unversöhnliches Gedächtnis, auf der andern Mitleid, Zart- und Billigkeitsgefühl. Anderseits freilich sind sie die reichste, die einzige Quelle des Glückes: das hohe und geflügelte Vorstellungsvermögen erschließt den Weltreichtum, wie er war, ist und sein wird; das vertiefte

*) Mit Genehmigung der Verfasserin und des Verlages von Rascher & Cie., Zürich neu abgedruckt, unter neuem Titel und stark gekürzt aus der Zeitschrift: „Wissen und Leben“, V. Jahrg. 4. u. 5. Heft.

Gemüt gewinnt Anlaß, seine eigenen erhabenen, lieblichen Erscheinungsformen beseligt und beglückt zu zählen und selber mit Leidensverachtung zu vermehren. Zudem kann auf der Seite, wo das Gute liegt, für den edlen Geist ein Überschuß von Lebensfreude entstehen, der sich in die schlimmen Seiten des Lebens ergießt: ein feuerfestes Vergnügen an den Dingen, ein Bedürfnis des Wohlgefallens, ein Versöhnungsbedürfnis, eine fortgesetzte Bemühung und das Talent, verborgenen Gerechtigkeiten nachzuspüren, dem Lächerlichen das Erhabene gesellt zu finden und das Häßliche, wenn nicht zu verschönern, so doch zu durchstrahlen. Das alles, unter unerschöpflichem anderem, ist im Hinblick auf den Humor Wilhelm Raabes zu sagen. Und nicht minder gilt von ihm das folgende: Der tapfere Humor will seinen Lohn und sein Vergnügen haben. Er will sich in der Groteske und Schnurre, in der Karikatur ironisch sarkastisch, wunderlich grillenhaft ausleben. Er will den Spuk und Traum aus den Wirren absonderlicher Historien herauslösen. Das Abenteuer lockt ihn. Er muß das seltsame Grauen und lächerliche Grausen, womit die Gerechtigkeit die Schurken und schlimmen Gecken umgibt, durchdringen und für sich ausbeuten. Witzbolde und Spaßvögel, Narren und komische Personen sind ihm der Beachtung durchaus wert. Lagerwitz und Galgenhumor sind ihm ein Ohrenschmaus.

Die große Nährmutter des Humors, die Innigkeit und seine Verwandten, Witz, Schelmerei und Schalkheit wollen ihr Recht, und zwar bevor ihr Träger sie bemessen und gezügelt hat. Der Bruder Weltschmerz verlangt das Wort.

Dem allem entsprechend kann man die Welt Raabes in drei Teile teilen. Im ersten finden wir die noch über-

humoristischen, im zweiten die humorlosen (tragischen), im dritten — er umfaßt des Dichters Reifezeit — die gereinigt humoristischen Werke.

Die Raabeschen Humoresken und epischen Kuriosa teilen Schauplätze, Kolorite und Art der Geschehnisse mit Molièreschen und Holbergschen Komödien, mit Gojaschen Mummenschanzbildern, Rembrandtschen Nachtstücken. . . Sie besitzen die Fülle und Stimmung, welche Albert Welti über und durch seine Brücken und Torbogen drängt. „So bildeten wir", urteilt der Chronist einer dieser Novellen selbst, „den schönsten Vorwurf für den Grabstichel William Hogarths." Vergleiche: „Gedelöcke", „Ein Geheimnis", „Das letzte Recht", „Höxter und Corvey", „Vom alten Proteus", „Eulenpfingsten", „Keltische Knochen", „Die Gänse von Bützow".

Was diesen Novellen fehlt, ist die künstlerische Durcharbeitung der Form. Die übrigen Vorzüge, die das Meisterwerk ausmachen, besitzen sie meist vollzählig. Unwillkürlich vergleichen wir sie auch mit gewissen Schöpfungen Kellers und Meyers. Solche Vergleiche lehren uns die Ruhe und Plastik, das Gleichmaß der schweizerischen Darstellungen schätzen. An Raabe heben sie hervor eine fast unheimlich geflügelte Psyche, Geschliffenheit der verächtlichen Satire, Zug zum Dämonischen, Leidenschaft, ja Tumult der Gestaltung, realistisch kühne, in Sachen des guten Geschmackes völlig rücksichtslose Prägung des Dialogs.

Der Humor, in seinem tollen und lustigen Krieg gegen Feigheit, Bosheit und Dummheit, verliert in diesen Novellen jedes Maß. Die epische Gebelaune ist zu verschwenderisch. Beide schaffen einen ermüdenden Reichtum. Wir können heute Ansammlungen der komischen Situation

nicht mehr genießen. „Eulenpfingsten“ und „Keltische Knochen“ sind Prüfsteine für ein gutes Verhältnis zu Raabe. „Vom alten Proteus“ verlangt einen blinden Anhänger des Dichters, wenn es schon von Geist durchsprüht ist. Mit etwas mehr Konzentration wäre „Der Marsch nach Hause“ ein vollkommenes Kabinettstück geworden. Aber wo und wann konzentrierte sich Raabe, der Humorist? Eulenpfingsten läßt im Getümmel seiner Komik Platz für manche schöne Herzensergießung frei. Nicht anders möglich, da es in der Jugendstadt Goethes spielt und Pfingstglocken darin läuten, die schon Frau Aja und Lili gehört haben! „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden Deutsch zu verstehen“, spricht der Held von Eulenpfingsten und mit ihm Raabe.

„Gedelöcke“ ist, was das Zeitkolorit, die epische, bildnerische und satirische Energie anbelangt, ein Wunderwerk. Der Witz der Helden blitzt mit ihrem heimatlichen Fjord um die Wette, während sie anderseits die dunklen Gassen Kopenhagens mit einem gespenstigen Treiben füllen. Sie müssen, Freunde des freigeistigen Querkopfes Gedelöcke, im Kampfe gegen die mittelalterliche Geistesnacht den Schutz der wirklichen Nacht suchen. Jens Peter Gedelöcke muß dreimal begraben werden. Der Haß der sich untereinander selbst hassenden Gegner läßt ihn im Grabe nicht ruhen.

Ein tragikomischer Kleinstadtkrieg bildet das Motiv der „Gänse von Bützow“. Deutsche Spießbürger, durch das Beispiel der französischen Jakobiner erhitzt, fechten ihn aus. Ein emeritierter Rektor zeichnet ihn auf. (Ein Raabescher Held liebt seine Tribulationen, wenn er sie aufzeichnen kann.) Auch hier überstürzt sich der Humor, überpurzeln sich Geste und Abenteuer. Wie aber der

12*

erzählende Gelehrte im fridericianischen Schul- und Kanzleistil schreibt, wie er diesen Stil an den Quellen der lateinischen und griechischen und der eben aufstehenden deutschen Klassiker speist, wie gütig und gelassen er an der Hand seiner zeitgenössischen Philosophen geht, wie fein die Gerechtigkeiten sich vollziehen, macht die Lektüre der „Gänse von Bützow" zum seltenen Genusse. Ihr Zitatenschmuck empfiehlt die Erzählung jedem, der Bücherstaub mit Wollust atmet.

Das 18. Jahrhundert ist der Menschengestaltung Raabes günstig, weil dieser Dichter Menschen mit Lebenstrost braucht, weil dieser Lebenstrost aus der geschriebenen Welt stammen muß, weil diese geschriebene Welt gerade jener Zeit sich frisch erschließt und auf die größte Dankbarkeit und Empfänglichkeit stößt. Weil ein Bändchen Klassiker, das in einer fadenscheinigen schulmeisterlichen Rocktasche durch die Wirren des Siebenjährigen Krieges reiste, seine Sendung unübertrefflich erfüllte.

Wilhelm Raabe hat das Verhältnis des deutschen Gemütes zur Weltliteratur und die Geschichte dieses Verhältnisses, des innigsten Liebesbündnisses innerhalb seiner Dichtung, endgültig aufgeschrieben.

Die humorlosen (tragischen) Werke Raabes sind historischen Charakters. Eben darum sind sie humorlos, denn angesichts der Greuel und Leiden eines Dreißigjährigen Krieges oder Erbfolgekrieges verhüllt der Humor Raabes sein Haupt. Sie sind weniger originell als die Humoresken, dagegen, weil der eigenwillige Humor sich zurückhält, einheitlicher, einfacher, geschlossener als diese. Ihr Gehalt an Poesie und Pathos ist größer. Das Schmerzenspathos, dessen Anwesenheit in seiner Seele Raabe, der Humorist, sorgfältig verbirgt, tritt zutage:

Der Ruf der mittelalterlichen Kathedralen, wenn er Sieg oder Fall der reinen Lehre oder eines andern teueren Völkergutes verkündigte, durchschüttert Raabe und durchschüttert, aus diesen Novellen mit Macht wieder hervordringend, den Leser. (Vergleiche: „Des Reiches Krone".) Die Geschichte mit ihren größeren malerischen Vorwürfen arbeitet Raabe dem Bildner in die Hand. Das Bild weitet sich und muß die Feldschlacht, das in die Morgensonne stoßende Geschwader und den wilden Wald umfassen. Starke Kontraste wirken, denen die bewegten Geschicke der Helden und die Inbrunst ihrer Vorstellungen, Visionen und Träume Vorschub leisten. Die Landschaften müssen den Geist und das Pathos der Helden leidenschaftlich trinken, sie machen die seelischen Erhebungen dieser Helden brausend mit: so gewinnen sie Glorie, Majestät, oft Fieberglut. So der Böhmerwald mit der Feste, die des Reiches Krone birgt, so Antwerpen mit der siegreichen Geusenflotte („Die schwarze Galeere"), so der Judenkirchhof in Prag („Hollunderblüte").

Es ist natürlich, daß wir Raabe hier mit seinem norddeutschen Genossen auf dem Gebiete historisch gegründeter Schwermut, mit Storm, vergleichen. Den Schlüssel zur mittelalterlichen Hölle besitzen sie beide. Beide peinigen unser Gefühl, befreien es aber auch. Storm mit den zwiefachen Zaubern seiner Form und süßverschleierten Stimmung, bringt das schon als Künstler zustande; Raabe steht mit den Kräften, die ihm eine Gemeinde gegründet haben, der Ethiker bei. Die historischen Helden Raabes, vom tiefsten Grauen der Historie unbezwungen, leiden vorbildlich. Sie erreichen das Höchste: ihre Leiden erwecken die Sehnsucht des Idealisten. Manche Stormsche Novelle ist künstlerisch makellos; manche Raabesche stellt

neben die Lücken ihrer künstlerischen Vollendung Vorzüge, mit denen ihr Schöpfer Storm überragt: Vielgestaltigkeit, Bilderfülle, epischen Sturmschritt. Für diesen Sturmschritt war Storm zu exklusiv vornehm. Storm ist immer Künstler. Raabe ist Poet und als Poet oft elementarer; es verschlägt ihm aber nichts, stellenweise die Rolle des guten Erzählers aufzunehmen. Beide, Storm und Raabe, besitzen ein intuitives historisches Stilgefühl. Storm betätigt es gern in seiner Heimat, wo es immer tiefer gräbt und sich in Ruhe vollendet. Raabes Gefühl schweift mit genialem Drange, oft unstet, immer mit Sicherheit.

Gleich Verkörperungen ihrer nationalen Kulturen stehen und ruhen an ihren Lagerfeuern, auf ihren Kommandobrücken, in ihren Kirchen und Gelehrtengelassen diese Deutschen und Niederländer, Spanier und Franzosen der historischen Novelle Raabes. Und unter ihren Brauen hervor blicken die jahrhundertealten namenlosen Völkerleiden, die diese Kultur geprägt und gehärtet haben. Gestärkt und erhoben vom Genius ihres Volkes sterben sie.

Erheitern uns nun die rein historischen Werke Raabes? Das ist mit Vorsicht zu bejahen. Sie muntern uns auf, sie erfreuen und entzücken, erheben und befestigen uns, sie stärken uns, wo es nötig ist, das Persönlichkeitsgefühl. Sie bereiten uns fast unvergleichliche Kurzweil. Erheitern kann sich an Raabe nur, wem das Angebot „heitere Lektüre“ ein unwillkürliches Stirnrunzeln verursacht. Die Erkenntnis, der Vergänglichkeitsschmerz, die schwermütige Ansicht über das Los des Schönen verleugnen sich bei Raabe nie; in sein Lustspiel verkleidet sich das Trauerspiel des Lebens. Seine Helden sind geistig und seelisch zu vollkommen ausgerüstet, ihr Erleben ist zu bedeutend,

als daß sie nicht den eigentlichen, das heißt den tragischen Sinn des Lebens zum Ausdruck brächten. Eine nachdrückliche Erheiterung bildet es allerdings, wenn, wie es hier geschieht, ein dichterischer Geist auf dem lebenslänglichen Posten der Resignation so vollkommen frei zu spielen vermag.

Gewiß der Humor war Raabe angeboren. Er ward ihm aber durch dieselben Kräfte, die ihn nähren sollten, streitig gemacht. Oft schien ihr Sieg, der Weltschmerz, sicher. Raabe aber kämpfte um seine schöne Wiegengabe. Er will lächeln und lachen dürfen, ohne vor irgendeiner Wahrheit des Lebens ein Auge zudrücken zu müssen.

Raabe, um lächeln zu dürfen, erwählt sich den edlen Toren, den in irdischen Sachen ungeschickten Idealisten, den freundlichen Pechvogel, den weichherzigen Grimmbart, den Sonderling, den deutschen Jüngling in den Flegeljahren, der unter die Steckenpferde seiner verschiedenen Erzieher gerät, den vergnügt durch den Spott der Welt schreitenden Phantasten, den diensteifrigen treuen Einfältigen. Er blickt — und o wie liebreich und beifällig! — auf den Prahler aus Güte, der, solange ein liebendes Auge ihm kummervoll folgt, aufrecht schreitet und erst nach der Wegbiegung zum gebeugten Greise wird. Nebenbei bemerkt: wie kummervolle Nornen sitzen die Raabeschen alten Weiber auf den Ackersteinen ihrer cheruskischen Heimat.

Manches schallende Gelächter, von Stammtischen und aus lustigen Sommerlauben her, dringt auch aus diesen Schriften Raabes. Doch das ist für ihren Eindruck nicht maßgebend.

Es kann auch von den Schriften z. B. eines Seidel gesagt werden, wiewohl der Witz Raabes schlagender,

wärmer und seine komische Situation interessanter und aus dem wunderbaren Reichtum des Lebens mit tieferem Griff geschöpft ist.

Er mutet uns kein Interesse für den Heiterkeitsausbruch Fremder zu; seine Helden haben den Preis für ihre Festfreuden vor unseren Augen bezahlt, sie sind, diese Freuden, Siege über die Ungunst und Tücke des Schicksals; wir müssen sie ehren, unser Gefühl überläßt sich ihrer überwallenden Herzlichkeit. (Vergleiche „Abu Telfan", Kapitel 36.)

Hier blüht der Humor Raabes; anderswo hängt die bittere stachlige Frucht. Raabe befolgt seine eigene Mahnung: Er „verlacht den Rat der Bösen". Ihn ergreift der Übermut, der „Hochmut", der Freudetaumel des blanken Gewissens. Auf Kosten der Niedertracht beginnt seine Ehrenhaftigkeit sich zu belustigen. Sein Humor nimmt sich das Recht zur Schadenfreude, er gönnt sich die Annehmlichkeit, Streber zu zausen und Heuchler zu verfolgen. Er gibt zusammenbrechende Schurken dem Hohn von ihresgleichen preis. Es bereitet Raabe, wie z. B. im „Schüdderump", Vergnügen, von einem Bösewicht fortgesetzt mit scheinbarer Achtung zu sprechen und so mit seiner Satire auch die Macht des falschen Scheines und die Verkehrtheit landläufiger Urteile aufzuzeigen.

Wenn Raabe, vom äußeren Sieg der Kanaille überzeugt und vom Schmerze der Vergänglichkeit, nach Dichterart, eigentlich zu keiner Stunde frei, seine angeborene humoristische Gemütsverfassung nicht verlor, so beruht das auf seiner genialen Wahrnehmungskraft für das Gute im Menschen. Es gründet sich auf sein sich nie abschwächendes, entzücktes Interesse an den tausendfältigen Verschlingungen, überhaupt an den Leistungen der mensch-

lichen Psyche. Es ist die fortwährende natürliche Wirkung des ihm verliehenen Schaffensglückes und der Lohn eines Beharrens, das jahrzehntelanger Verkennung trotzt.

„Tief ist unserer Freude Born, tiefer als das Leiden", so konnte mit Gottfried Keller auch Wilhelm Raabe sprechen. Nur ist seine Freude weniger voll, weniger blühend, weniger sinnenfroh, vollblütig. Sie ist nicht elementar. Sie gilt nicht der „Schönheit ohne End". Sie kann erst dort einsetzen, wo der leidens- und mühevolle menschliche Bildungsgang gewisse Ziele erreicht hat.

Wichtiger als das Sonderlingswesen ist die Sonderart der Raabeschen Helden. Wäre Sonderart beliebter oder nützlicher, so wären sie vielleicht weniger tief in ihr schließliches wunderliches Gebaren hineingeraten. Mit ihren Feuerköpfen aber zerstörten sie sich die Karriere; sie gerieten frühe in irgendein Philisternest, wo sie sich grimmig anpaßten und hinter Schrullen und Paradoxen verschanzten, während ihnen freilich der Heilquell des Geistes nicht versiegte. Dem Vetter Wassertreter im „Abu Telfan" hat Goethe, oder, wie er sich ausdrückt, „der alte Knabe in der Fürstengruft zu Weimar", dreißig Jahre in Nippenburg durchfechten helfen.

Raabe selbst muß ja zu den wahrhaften, in Zeit- und Leidvertreib erfinderischen Originalen flüchten; er entfesselt ihren Redeschwall, damit er den Strom des Weltleides seinem entsetzten Ohr übertöne.

Dennoch, wie gesagt, sind die Werte und Erscheinungen, die ihn interessieren, nicht nur origineller oder wunderlicher Art.

Worauf die Dichtung Raabes mit ihrem vollen Ernste hinweist, ist: die Macht des Idealisten über die Gemüter („Die Akten des Vogelsangs"), die Subtilität des Ge-

wissens, die den materiellen Interessen ihres Besitzers nichts nachfrägt („Zum wilden Mann“), der Weg des reinen Toren („Hungerpastor“), die Tragik des Alters, der Sieg der Kanaille („Schüdderump“), die schicksalbestimmende Bedeutung der Nachbarschaft, die Schönheit nie verschmerzter versunkener Jugendgärten („Alte Nester“), der Zusammenhang des deutschen Genius mit dem Philistertum („Abu Telfan“), die zum Verhängnis werdende geniale Ehrlichkeit und Treue an sich selbst, die Wohltat, die der Arme dem Armen erweist, der Schaden und Jammer, die Versündigung an der Volkswohlfahrt, die den Heimatschutz nötig gemacht haben.

Der Raabesche Held besitzt, mit Luther zu reden und die konfessionelle Grundlage weggedacht, die „Freiheit des Christenmenschen“; und das macht seine eigentliche Bedeutung aus. Darum wirkt er vornehm. Darum mangelt uns in seiner mehr denn bescheidenen Umwelt nichts, wie ihm selbst nichts darin mangelt. Übrigens sieht er seine Wände, seinen Urväterhausrat, seine morschen Gartenhäuschen nicht, wie sie sind oder wie die Welt sie sieht, sondern beglänzt von seinem die Vergangenheit so innig festhaltenden, treuen Seelenleben.

Begreiflich, daß die Helden Raabes sich vor der Welt „ohne Haß verschließen“, sie würden sich ihr überhaupt nicht verschließen, wenn sie nur etwas weniger hart, falsch und laut wäre. Sie klammern sich an ihre Freundschaften. Sie traben durch Schnee und Sturm, frieren und hungern auf weiten Postfahrten, sie brechen aus ihren längst verschollenen, müden, verträumten Greisenexistenzen wie „waffenrasselnde Gespenster“ hervor, um der Welt irgendeine Beute zu entreißen und junge Schützlinge heimzuholen und zu bergen. Sie erringen Siege

der Treue; doch ist Raabe zu unerbittlich wahr, um ihnen, wenigstens an maßgebender Stelle („Schüdderump“ und „Abu Telfan“), äußere Siege folgen zu lassen. Der alte Mann aus dem „Schüdderump“, der seine Pflegetochter retten will, symbolisiert schon ihren eigentlichen Retter, den Tod. Im Sinne der Welt unterliegen seine Helden, doch sie schlafen ruhig und lächeln im Schlafe, während die Sieger in Angst, „Unruhe und großem Grimm“ wachen. (Dietrich von Haußenbleib.)

Mit den harten Schicksalsmächten ringt in der Raabeschen Welt eine außergewöhnliche menschliche Liebeskraft. Der Begriff des Geborgenseins zeigt dort seine ganze Schönheit. Der plötzlich geborgene Raabesche Mensch hält sein Glück nicht für selbstverständlich, wie er es nicht für selbstverständlich hält, daß Licht und Sonne ihm in die Fenster scheinen (seine Jugendgassen waren oft so dunkel!). Und es ändert an seinem Dankesüberschwang nichts, wenn das gewonnene Asyl eine „Hungerpfarre“ ist. Die treuverbundenen Raabeschen Paare sind keine Liebespaare, viel eher als Mutter und Sohn, Beschützer und Schützling, als greise Geschwister setzen sie die beste männliche und weibliche Kraft in schöne und heilvolle Wechselwirkungen.

Wilhelm Raabe ist ein sehr großer Künstler. Seine Kunst ist groß genug, um seiner Unkunst siegreich entgegenzuwirken. Auch den Fall gesetzt, daß der Sinn der Raabeschen Kunst die Mängel ihrer Form gut mache, wie könnte dieser Sinn so mächtig wirken, ohne daß ein Gestalter ihn an der Fülle und Blüte des Lebens aufzeigte?

Die Unkunst Raabes liegt in einem stellenweisen Mangel an Konzentration, Läuterung und Wohllaut

seiner Darstellung und Sprache. Die Fehler seiner Tugenden verschulden sie; der Humorist schädigt den Künstler, er drängt sich an die erste Stelle. Raabe dämmt seinen Reichtum nicht immer ein, er sichtet seine Fülle nicht genügend, er will seine bizarren Wunderlichkeiten nicht opfern. Er ermüdet uns durch Längen und Wiederholungen, umständliche Einleitungen, langatmige Exkurse. Der langjährige Raabefreund sieht diese Dinge nur, wenn er es darauf anlegt, sie zu sehen: in diesem Falle bedauert er sie, da sie den wunderlichen großen Erzieher und Beglücker immer in eine gewisse Einsamkeit verweisen werden. Es wird bei Raabe stets ein „Entweder — oder" geben; er selbst wollte es nicht anders. Seine Erfindergabe freilich, seine Gestaltungskraft und Fruchtbarkeit, seine Erzählergabe sind diejenigen des Genies. Seine Kunst der Gruppenbildung ist hervorzuheben. Sie bewirkt, daß am Stimmungsgehalt seiner Werke die verschiedensten Temperamente, Lebensalter, Stände, deutschen Stammeseigentümlichkeiten und sehr oft deutsche und romanische Tradition zugleich wirken und weben. Die seelische Einheit zwischen Mensch und Landschaft tritt wie immer, wo ein Dichter und Vertreter seines Volkstums spricht, mächtig hervor.

Die Sprache Wilhelm Raabes singt nicht und malt nicht; sie erfüllt die ursprüngliche Pflicht der Sprache, zu sprechen, doch das mit Meisterschaft. Sie ist reich, fließend, gelenk und gewandt, deutlich und höchst ausdrucksvoll. Sie verfügt über jede Möglichkeit, die der deutsche Gedanke erarbeitet hat. Historische und kulturhistorische Aufgaben sind ihr willkommen. Dichterische Schönheiten können unversehens aus ihrem Strome auftauchen. So eigenwillig Raabe darstellt, so strenge

hält er auf ein vollkommen tadelloses Deutsch. Der Sprecher der deutschen gelehrten Originale und der volkstümlichen Selbstdenker erlaubt sich keine der Sprachfreiheiten, die heute so oft im Interesse eines persönlichen und originellen Stils beansprucht werden.

Die Kunstform Raabes und teilweise auch seine Erscheinungswelt lassen Schmelz und Glanz vermissen. Wir finden diese Werte im seelischen Gehalt seiner Schriften. Ein künstlerisches Material Raabes ist die Logik: der fein geschwungene biegsame, reichbewegte, kühn konsequente Lauf seiner Vortragsweise ist es, der bezaubert.

Wilhelm Raabe sieht den Leser seines Werkes leibhaftig vor sich sitzen. Das veranlaßt ihn, sich mit ihm zu unterhalten; während er darstellt, teilt er ihm seine Meinung über das Dargestellte mit. Ein Drittel des Raabeschen Witzes und Tiefsinnes äußert sich auf diesem Wege. Mit ihrer höchsten Anspannung umkreisen seine Geisteskräfte den ihm naturgemäß wichtigsten Gegenstand: sein Werk. Er offenbart dem Leser seine künstlerischen Intentionen; er bekennt ihm Unschlüssigkeiten, Zweifel, Bedenken in bezug auf Wege, die er einschlagen soll; er entschuldigt oder verteidigt sein Vorgehen; er vergleicht es mit früher eingeschlagenen Wegen; er kritisiert und ironisiert sich selbst und den Leser; er entschuldigt sich gegebenenfalls bei ihm; er bedauert gewisse Schicksalswendungen oder technische Eigentümlichkeiten in seinem Werke, als ob er nicht selbst der Lenker und Bildner der Dinge sei. Er gibt sein privates Urteil über seine Helden ab und bietet damit den wertvollsten Kommentar zu ihrem offiziellen Bilde. Denn niemand kann, begreiflicherweise, die Raabeschen Helden so fühlend umfassen,

so liebreich verstehen, so zart bemitleiden, so gerührt verspotten, wie ihr Schöpfer selbst. Nicht immer ist sein Vorgehen hier naiv: es ist im Gegenteil tief bedacht, zielbewußt, oft ausgeklügelt. Vornehm naiv ist in den Auslassungen über das eigene Werk das Vertrauen auf den unbedingten Anteil des Lesers, rührend die unter der Maske des Witzes erkennbare Klage des mit seinem Besten verschmähten Künstlers.

Raabes Geist ist von der Weltliteratur durchtränkt; dem Schaffenden fließt darum ein vielsprachiger Zitatenstrom zu; sein subjektiver Stil wehrt ihn nicht ab. Als Humorist braucht Raabe die Zitate für seinen Stil und für den Gehalt seiner Satiren und Meditationen, als Künstler insbesonders für seine historischen und kulturhistorischen Darstellungen. Er befreit die Zeitstimmen aus dem Schweigen der Jahrhunderte, aus dem Staub und Moder der Büchereien, aus dem Schrein des Volksgemütes. Selbstvergessen, hingerissen räumt er ihnen die Ehrenplätze in seinem historischen Stimmungsbilde ein. Das deutsche evangelische Kirchenlied, das deutsche und niederländische Kriegslied, wo Raabe es hinstellt, durchdringt uns Mark und Bein.

Seiner kulturhistorischen Darstellung steht das Zitat besonders wohl an. Dem Brauch und der Vorliebe der Zeit gemäß müssen und dürfen ihre Helden zitieren. Schon als Briefschreiber besorgen sie es mit Übereifer, Griechen und Lateiner sind sie fast alle, sie kennen die Bibel und den Koran, die Messiade, die Göttliche Komödie und Miltons Verlorenes Paradies. Sie gehen, „Kleistens Frühling in der Tasche", über Feld. Der vorgoethesche Rektor, wenn er ein Abenteuer seiner Stammtischgenossen aufzuzeichnen hat, eifert Homer nach.

Zudem beobachten diese Helden ihre zeitgenössischen Dichter. Sie bewachen ihre Schritte. Sie umkreisen ihre Lebensgewohnheiten, Wohnstätten, gegenseitigen Beziehungen mit geschäftigem Eifer. Ihre Phantasie, ihr Witz, ihr Erinnerungsvermögen umspielt sie. Trostbedürftig oder als die geborenen Tröster, die sie sind, gedenken sie ihrer. Gleichzeitig äußern sich viele und scharfe Ironien und Bitterkeiten Raabes. Im ganzen genommen, entsteht dank seinem eminenten literarhistorischen Wissen und seiner reizenden Erfindung ein Raabesches „Dichtung und Wahrheit“ über die Weltliteratur. Es ist nicht das kleinste Geschenk, das der große Leser und Schreiber in Braunschweig seinem Volke gemacht hat.

Du bist ein Brunnen, Wilhelm Raabe.

Von Heinrich Goebel, Hildesheim.

Es steigt aus dunklem Schoße der Erde
Und sprudelt und schäumt,
Es breitet sich
Gleitet
Und spielt und träumt
In schwebenden Schleiern und schwellenden Garben
In blinkenden Lichtern und wechselnden Farben
Und fällt hernieder
Und sammelt sich wieder.
Der Brunnen bist du, Altmeister Raabe,
Du spendest viel Tausenden köstliche Labe.

Du holst aus der Tiefe der dunklen Erde
Das Wasser des Lebens.

Vergebens
Hat durstend und leidgedrückt
Sich niemand zu dir hinabgebückt,
Der nicht ward erquickt.
Aus Tränen blinzelt tröstend hervor
Dein weltüberwindender Humor.
Du trutziger Lebensringer,
Du lachender Leidbezwinger,
Weisheitkünder,
Herzenergründer.
Dein Werk ist ein Brunnen, Wilhelm Raabe,
Viel Tausenden köstliche Labe.

Und im krausen Gewirre von hängenden Dächern,
Von Ecken und Winkeln und Giebeln und Gassen,
In denen von Not und Kummer beengt
Und von der Welt im Stiche gelassen
Manch hungerndes Herz
In stiller Klause
Zum Lichte
Sich drängt,
In der altdeutschen Stadt,
Da bist du zu Hause,
Du deutschester Dichter,
Da tönt dein Wort:
„Blick zu den Sternen, gib acht auf die Gassen!"
Da spendest du reiche
Wundergabe,
Die gegen Alter und Grämlichkeit feit,
Heilkräftig, dem lachenden Leben geweiht.
Ein Jungbrunnen bist du, Wilhelm Raabe,
Viel Tausenden köstliche Labe.

Brunnenspruch.

Wie gern des lieben Dichters man gedenkt,
Durch reine Welle, heim'schen Grund entflossen,
Der uns dereinst den „heil'gen Born“ geschenkt
Und lautre Herzensquellen uns erschlossen! —

Bayreuth. Hans v. Wolzogen.

Ernst Müllers Raabe-Plastiken.

Von Karl Storck, Berlin.

Dürers Wort: „Alle Kunst steckt in der Natur; wer sie daraus mag reißen, der hat sie“ stellt den Bildniskünstler vor die Aufgabe, aus dem Menschen, dessen Bildnis er uns geben soll, das in ihm steckende Kunstbild herauszureißen. Man hat das — es sind auch große Künstler unter dem „man“ begriffen — dadurch zu erreichen versucht, daß die künstlerische Form gewissermaßen mitgebracht wurde; ihr mußte der einzelne Mensch sich beugen, er wurde in den Stil dieser Form gebracht. In dieser Form liegt das eigentlich Große, Dauernde, in ihr eigentlich auch der Geist. Diese hohe Einschätzung der großen Form bedeutet aber eine Geringschätzung des Seelischen. Lionardo da Vinci, der wie kaum ein Zweiter mit jedem Stoffe um die in ihm liegende Form rang, gerade weil er diese Form so außerordentlich hoch schätzte, hat doch betont, daß es die Seele sei, die sich den Körper bilde. Es mögen also, wenn der Künstler von der Form herkommt, Bildnisse entstehen, die an sich große Kunstwerke sind. Wenn sie gleichzeitig große Bildnisse sein sollen, so muß die ge-

wonnene Form etwas allein Gültiges behalten, etwas, was nur diesem einen Fall entspricht.

Die Individualität des Dargestellten bleibt die Hauptsache. In der Fähigkeit des Künstlers, trotzdem aus dieser Individualität Züge von typischer Geltung zu gewinnen, beruht die Möglichkeit, im Bildnis Monumentalität zu erreichen und es zu einem Dauerausdruck der Menschlichkeit zu machen.

Es gibt Fälle, in denen eine verhältnismäßig einfache Anlage durch das Leben, durch die Aufgabe, die es dem Betreffenden stellte, so sehr nach der ihr eigentümlichen Richtung entwickelt wird, daß sich wie von selbst der lebendige Mensch zu einer typischen Monumentalität entwickelt, die dann vom Künstler nur noch scharf erfaßt, von allem Zufälligen gesäubert zu werden braucht, um zur reinen Kunstform zu gelangen und doch den Eindruck des individuell Wahren zu hinterlassen. Ich erinnere an Bismarck, der den Zwang auf die Form Lenbach vertrug und auf der anderen Seite auch noch in Lederers Rolanddenkmal die eigene Persönlichkeit bewahrt. Freilich, wie unendlich vielseitiger, wie viel reicher, wie menschlicher ist der Bismarck, den wir aus seinen „Gedanken und Erinnerungen" kennen lernen! Wie schade wäre es, wenn die Nachwelt von ihm kein anderes Bild überkäme, als das von den genannten Künstlern in Stein und Farbe gestaltete. Denn der Bismarck, den wir lieben, ist ja gerade der, der nicht nur Held von Stein und Erz war, sondern der Held war, trotz einem reichen Gemüt, einem weichen Herzen; wer weiß, ob nicht der letzte Schritt der Psychologie an den Punkt gelangen würde, wo sie sagen muß, daß auch sein Heldentum nicht trotz, sondern wegen dieser Eigenschaften so überwältigend wurde!

Ich glaube, daß es gerade, wenn die körperliche Erscheinung eines Menschen an sich schon von vornherein sehr bildmäßig wirkt, für den Künstler sehr schwer fällt, über die von der Natur schön gebotene Form so Herr zu werden, daß er den ganzen Menschen in seinem Bilde gestaltet und nicht nur eine Seite betont. Man denke an die Bildnisse von Goethe. So viele wir ihrer haben, wir haben keins, das uns den ganzen Goethe gibt. Je nach der Stimmung der Zeit oder des einzelnen Goetheverehrers gibt ihm das Bild des Jugendlichen von May, Tischbeins Goethe in Italien oder der Alte von Stieler am meisten. Für mich sind die viel unabhängiger von der Natur arbeitenden Plastiker Trippel und David d'Angers viel weiter gekommen, der Gesamtvorstellung Goethe bildlichen Ausdruck zu geben. Der eine für den begnadetsten Jünger Apolls, der andere für den Allmenschen.

Viel eher wird der Menschendarsteller im Künstler aufgerufen, wenn die körperliche Erscheinung des Darzustellenden der bildlichen Darstellung Hindernisse entgegensetzt, sei es durch einen scheinbaren Widerspruch des Körpers zum Charakter und der seelischen Art, sei es durch die Formwidrigkeit des Körpers. Da beginnt dann ein fesselndes Ringen erst um die Formgewinnung für das als Ausdruck Gesehene und danach wieder um freies Schaffen und Gestalten mit diesen Formelementen zu einem neuen, reineren Ausdruck.

Ich finde in der Hinsicht das Ringen Ernst Müllers um Wilhelm Raabe sehr lehrreich und überdies im Typischen erfreulich, weil es uns in den verschiedenen Arbeiten des Künstlers keine Variationen eines einmal Gewonnenen, sondern stets Neuschöpfungen eines Problems gebracht hat.

Lange Jahre der Bekanntschaft, die durch den Verkehr beiderseits zu warmer Freundschaft geworden war, eine eindringliche Kenntnis des Menschen und des Dichters Wilhelm Raabe, die ja beide so durchaus eins gewesen sind, waren vorausgegangen, bevor der Bildhauer sich an die Aufgabe wagte, diesen Kopf zu modellieren. Denn dieser Kopf ist nach landläufigen Begriffen so unplastisch wie möglich. Bis in die letzte Falte des zerknitterten Gesichts, man möchte sagen bis in das letzte Haar des schüttern Bartes ist es erfüllt von einem Leben, das stets in Bewegung ist und jede der rasch wechselnden Stimmungen spiegelt. Nichts ist in diesem Gesicht, was nicht Ausdruck ist. Aber wo liegt das Bindemittel, wo die Einheit in dieser Vielheit? Wie sollte einerseits in dem schweren Material diese Fülle des Kleinen festgehalten, wie andererseits gar in eine große, das Ganze zusammenfassende Form gebracht werden? Nun, es ist gelungen. Gelungen wohl dadurch, daß die Allbelebtheit des Kopfes bis in den letzten Winkel wiedergegeben wurde. Es ist dem Künstler gelungen, den Dichter dahin zu bringen, daß in ihm jene höchste Angeregtheit vorhanden war, bei der sämtliche Muskeln die Schwingungen der unter ihnen hindurchlaufenden Nerven miterleben, und dieses ganze Erleben hat einen Mittelpunkt, ein Ziel. Ich verstehe es sehr wohl, daß diese Büste vom Jahre 1904 in weiten Kreisen der Raabeverehrer die beliebteste geblieben ist. Der Humorist Raabe und noch mehr die danebenstehende allgemeine Vorstellung vom tieferen Humoristen hat in dieser Büste einen meisterhaften Ausdruck gefunden (Abb. S. 41).

Wie es immer geschieht, wenn zwei Menschen, die sich wirklich etwas werden können, in der Weise zusammenkommen, daß der eine künstlerisch um den Ausdruck des

Stärksten im anderen ringt, so hatte sich auch während der Arbeit an der Büste das Verhältnis zwischen Dichter und Bildhauer sehr vertieft. Ich könnte es aus der Erinnerung an zahlreiche Gespräche über Raabe, kurze Bemerkungen nach seinen Braunschweiger Fahrten belegen, wie für Ernst Müller Raabe in den folgenden Jahren immer gewachsen ist, wie er in ihm in steigendem Maße den berufenen Erzieher, den Bildner sah, der auf seine ganz eigene Art an das zu bildende Menschenmaterial herankommen mußte und schwer darunter litt, daß das nicht in dem Maße möglich war, wie es von Rechts wegen hätte sein müssen, daß auch die Wirkung nicht ganz in der Richtung ging, die in des Dichters Absicht lag. Die großen Huldigungen, die Raabe zu seinem siebzigsten Geburtstage dargebracht worden waren, haben auf ihn tief und, wie sein „Altershausen" zeigt, sehr nachhaltig gewirkt. Neben der vielen Freude, die er über all das empfunden, muß doch auch starkes Leid gewesen sein. Ein Mann, der so dauernd aufs Tiefste im Menschen sah, der immer erst Halt machte, wenn er mit dem Bohreisen seiner Menschenkunde bis auf jenen Felsengrund der Seele gelangte, wo das Kernmaterial liegt, sah in alledem, was ihn jetzt umfeierte und umwarb, zu viel des modischen Getues, zu wenig tiefer liegende Anteilnahme. Dann litt dieser Greis unter der Zeit, die er sehr wohl verstand, aber gerade darum hassen mußte. Gerade in seinen letzten Lebensjahren hat Raabe noch starke Entwicklungen durchgemacht, und sie waren schwer, voller Bitterkeit, die sich zum Ingrimm steigerte. Der verklärende Humorist trat zurück hinter dem Seher, dem sich meist unfreudige Gesichte enthüllten. Diesen Raabe hat Müller in seinem Relief vom Jahre 1909 gestaltet (Abb. S. 85).

Man erkennt die tiefdringende Arbeit des Künstlers am besten aus einem Vergleich dieses Reliefs mit der vorangehenden Büste. In dieser spielten die Geister des Humors, im Relief sehen wir, daß Raabe zu denen gehört, die unter Tränen lächeln. Das sagt sich so leicht, daß es zum stereotypen Ausdruck für den Humor geworden ist. Aber es bedeutet doch so sehr Schweres. Man hat also weinen müssen, bevor man lächeln konnte. Man hat leiden und durch das Leid sich hindurchringen müssen, bis man lächelte. Das ist ein Heldendasein ; es liegt in diesem Tun des Dichters Erlösungswerk an der Welt. Der Dichter nimmt das Leid der Welt auf sich, und nur dadurch, daß er den Kelch bis zur Neige leert, vermag er zum Kern alles Seins durchzudringen: dort erst liegt die Erkenntnis des ewig Guten in allem Geschehen, und darum vermag dieser Leidensträger zu lächeln. Sein Lächeln aber ist dann der Trost für alle, die mühselig und beladen sind. Das Relief zeigt uns den Erkämpfer des Lächelns. Die Augen blicken starr, fast entsetzt, als schauten sie ins düsterste Dunkel des Lebens; der Mund ist verbissen in Schmerz oder Ingrimm; die tiefe Linie, die von der Nase zum Mundwinkel führt, ist allerdings weich, aber wie von verhaltenen Tränen, und nur das bewegte Spielen in den Muskeln der Wange und Schläfe läßt uns die sichere Hoffnung, daß auch dieses Mal das Lächeln siegen wird. Dieses Relief ist eingelassen worden in das Raabedenkmal, das eine stille — wie könnte es bei diesem Dichter anders sein? — Raabegemeinde noch zu Lebzeiten des Dichters auf dem großen Sohl im Hilsgebirge nahe bei Raabes Geburtsort Eschershausen dem Dichter errichtet hat. Grüne Waldeinsamkeit ist dort droben, aber ein weiter Blick ist von ihr aus genau wie in Raabes

Welt selber zu gewinnen. Nur wenige deutsche Dichter haben ein Denkmal erhalten, das so ganz ihrem Wesen gemäß ist. Meisterhaft ist der Aufbau des Ganzen. Wo steht in unserem mit Denkmälern übersäten Deutschland ein Werk, das mit so einfachen Mitteln eine so starke Monumentalität erreicht? Auf der feinen Abwägung der Maße und im so selbstverständlich natürlich wirkenden Aufbau der Steinblöcke beruht die große Wirkung der doch im Grunde sehr bescheidenen Mittel. Wenn ein Wanderer auf diese Höhe kommt, wird er es schon von weitem fühlen: da hinten steht ein Denkstein. Es ist wohl ein Hünengrab, mag er beim Näherkommen denken. — Jawohl, eines Hünen wurde hier gedacht, eines Riesen an tiefdringender Liebe und weltumfassender Güte, an Kraft der Überwindung; eines Helden des sieghaften Lächelns über Weh und Not (Abb. S. 117). —

Und nun war Raabe gestorben. Er war zur Ruhe gebettet, und die Freunde hatten ihm das letzte Geleit gegeben. Es standen viele draußen auf dem windigen Kirchhofe, aber darüber dürfen wir uns nicht täuschen: es waren ihrer nur ganz wenige, die bis ins Tiefste fühlten, was Deutschland verloren hatte. Die Zeit wird kommen, wo unser Volk den Dichter Raabe wirklich besitzt und dann auch ermessen kann, was sein Verlust denen bedeutet, die ihn schon zu Lebzeiten besessen haben.

Aus dieser Qual des Verlustes heraus überfiel den Künstler der Zwang, der Welt, die den Mann verloren, sein Bild zu erhalten, so aus der innerlich aufgespeicherten Kenntnis jeglicher Körperform heraus, aus dem tiefsten Eindringen in das Gesamtschaffen und Empfinden des Dichters, erstand dem Künstler innerlich das völlige Ineinander-Aufgehen von Form und Inhalt. Da kam

die Weihestunde, in der sich das innerlich geschaute Gebilde löste, in der die Hände mit fliegender Hast dem seelisch Erschauten die sinnliche Formgestaltung gaben. Wenn einmal der Impressionismus ganz Geist und Seele geworden ist, so ist es in dieser Büste geschehen, die hoffentlich bald an hervorragender Stelle der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird. (Weihnachten 1910.)

Ich begreife es, wenn diese Büste manche von jenen, die Raabe persönlich gekannt haben, aber doch nicht bis an sein Innerstes gedrungen waren — und der letzteren gibt es nur vereinzelte — zunächst etwas befremdet. Es sind bereits rein materielle Einzelheiten, die das bewirken müssen. Sie gehen wohl zumeist auf die Mitbenutzung der Totenmaske zurück, wie das Zurückreichen der Nase, das stärkere Einfallen der Schläfen und anderes mehr.

Nun, in zehn Jahren weiß, wie alle Erfahrung zeigt, kein einziger Mensch mehr sich solcher körperlicher Einzelheiten zu erinnern. Dann wird die Zeit für diese Büste gekommen sein. Sie schließt viel enger an die ältere Büste vom Jahre 1904, als an das Relief. Der sieghafte Überwinder, der gütig und verstehend lächelnde Humorist lebt hier mit jener milden Süße, wie sie ganz alter Wein hat, wie sie zwischen den Seiten von Raabes nachgelassenem „Altershausen" hervorduftet, als lägen darin welke Blumen, die in jungen Tagen gepflückt worden. Aber der Raabe des Reliefs ist doch auch darin. Raabe der Große ist inzwischen des Künstlers Eigentum geworden, Raabe der Weltweise, der „schreitend in den Schicksalen durch der Menschen Länder, viele" gekommen war, soweit sie Provinzen des Geistes und der Seele sind, und überall im engsten Ringe weltenweite Dinge erschaut hatte.

Die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes.

Die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" erstrebt den Zusammenschluß aller Deutschen, die in dem Dichter und Menschen den Gestalter und Lehrer deutschen Lebens und Denkens, wie es sein soll, erkennen und es danach als ihre Aufgabe ansehen, ihm nachzuleben und seinen vorbildlichen künstlerischen und sittlichen Einfluß auf unser Volk zu stärken und auszubreiten. Die Gesellschaft zählt im zweiten Jahre ihres Bestehens 800 Mitglieder in Deutschland und im außerdeutschen Europa, ja auch in Deutsch-Ostafrika, Nordamerika und Ostindien. Hauptsächlich setzt sie sich zusammen aus Ortsgruppen, die ihrerseits in aller Freiheit nach eigenem Ermessen im Dienste der vorhin genannten Aufgabe arbeiten, insbesondere durch Vorträge über den Meister und seine Werke, Vorlesungen daraus, Aufsätze und Hinweise in den ihnen zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen, Verbreitung seiner volkstümlichsten Dichtungen in Volks- und Jugendbüchereien und dergleichen Veranstaltungen mehr. Solche Ortsgruppen gibt es in Berlin, Braunschweig-Wolfenbüttel, Hamburg, Hamm i. W., Hannover, Holzminden, Leipzig; im Entstehen begriffen sind Ortsgruppen in Frankfurt am Main und in Köln.

Die Ortsgruppe Braunschweig-Wolfenbüttel bildet zugleich die Mittelstelle der Gesellschaft (Adresse: Prof. Dr. Hans Martin Schultz, Eulenstraße 1). Mitglieder, die nicht in der Nähe einer Ortsgruppe wohnen, melden sich unmittelbar bei der Mittelstelle an, treten aber dadurch nicht der Ortsgruppe Braunschweig-Wolfen-

büttel bei. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 2 Mark; jedoch erheben die Ortsgruppen daneben noch einen Zuschlag zur Bestreitung ihrer Unkosten.

Die Mittelstelle gibt jährlich viermal ein Heft „Mitteilungen" im Umfange von etwa anderthalb Druckbogen heraus, die jedes Mitglied erhält. Die Mitteilungen enthalten allgemeine Aufsätze über die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft, Erinnerungen an Raabe, Ungedrucktes von Raabe (z. B. sein letztes Gedicht und einen Aufsatz über Musäus), Betrachtungen über Raabe-Bildnisse. Nachrichten an die Mitglieder, Mitteilungen über Veranstaltungen der Ortsgruppen und eine fortlaufende möglichst vollständige Zusammenstellung der Raabeliteratur mit kurzen Inhaltsangaben und Würdigungen.

Die Gesellschaft wird durch einen Hauptvorstand geleitet und vertreten; dieser besteht aus dem Vorstande der Mittelstelle und einem Vertreter jeder größeren Ortsgruppe. Der erste Vorsitzende, der Schriftführer und der Schatzmeister der Mittelstelle versehen die gleichen Ämter im Hauptvorstande, der zweite Vorsitzende wird alljährlich vom Hauptvorstande gewählt. Diese Ämter sind augenblicklich in den Händen der Herren Oberschulrat Prof. Dr. Wilhelm Brandes in Wolfenbüttel (erster Vorsitzender), Dr. Heinrich Spiero in Hamburg-Großborstel (zweiter Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Const. Bauer in Wolfenbüttel (Schriftführer) und Bankier Ernst Pusch in Braunschweig (Schatzmeister).

Die Hauptversammlung findet alljährlich im Herbste statt. Sie tagte am 8. September 1911, wo der 80. Geburtstag des Dichters festlich begangen wurde, und am 7. und 8. September 1912 in Braun-

schweig. In Zukunft kann sie auch in anderen Städten stattfinden; so ist die Gesellschaft für 1913 nach Hannover eingeladen. In Braunschweig wurde am 7. September 1912 ein Gedächtnisabend mit Prolog, Deklamationen und lebenden Bildern aus des Dichters Werken und Gesangsvorträgen unter außerordentlich starker Beteiligung gefeiert. Am folgenden Tage fand die Hauptversammlung statt mit einer Festrede von Heinrich Spiero, und am Nachmittage eine Besichtigung der Raabestätten in Wolfenbüttel unter Führung von Wilhelm Brandes. Zum Geburtstage Wilhelm Raabes wird von der Gesellschaft an 700 höhere Schulen und Seminare in Städten Deutschlands und Österreichs, in denen sich Mitglieder befinden, je ein gebundenes Exemplar des neuen Sammelbandes „Des Reiches Krone" mit künstlerisch ausgeführter Widmung geschenkt. Außerdem verteilt die Ortsgruppe Braunschweig-Wolfenbüttel mit Unterstützung der Magistrate der beiden Städte 256 Bände Raabe an die dortigen Volks- und Bürgerschulen. Die Ortsgruppe Hannover hat zu dem gleichen Zwecke 200 Mark gespendet, und der Magistrat hat sogar die doppelte Summe hinzugetan. Von den übrigen Aufgaben der Gesellschaft ist noch die Errichtung eines würdigen Denkmals für Wilhelm Raabe in Braunschweig zu nennen.

Anmeldungen zum Eintritt in die „Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes" sind zu richten an Herrn Dr. Constantin Bauer in Wolfenbüttel, Campestraße 8.

Der Raabe-Brunnen in Hildesheim.

In dem altehrwürdigen, in der Mitte der „Raabeschen Lande" gelegenen Hildesheim hat sich ein Ausschuß

gebildet, um den großen Dichter durch ein Brunnendenkmal zu ehren. Es ist sehr erfreulich, daß alle Kreise der Stadt im Ausschuß vertreten sind und ihm auch der Oberbürgermeister Dr. Ehrlicher angehört.

Das von Professor Ernst Müller, Braunschweig-Charlottenburg, geschaffene und vom Ausschuß zur Ausführung angenommene Brunnenmodell ist für den altertümlichen Godehardiplatz bestimmt, in den es sich stimmungsvoll einfügt (s. Titelbild). Schlicht und einfach in den großen Linien ist es reich an intimer Kleinplastik und architektonischer Gliederung. Ein Eichbaum, dessen Krone des Dichters Reliefbild trägt, umrankt von einem Rosenornament, erhebt sich über einer lauschigen Bank, zu deren Seiten zwei Brünnlein sprudeln. Über dem Bilde drei Mitglieder „des höchst achtbaren, vortrefflichen und deshalb auch nicht wenig verleumdeten Geschlechtes der krähenartigen Vögel“, die bei Raabe so oft vorkommen (vgl. auch das Gedicht von Hans von Wolzogen „Die Raben“).

Beiträge nimmt das Bankhaus August Dux & Co. in Hildesheim entgegen, zu näherer Auskunft ist der Vorsitzende des Ausschusses für den Wilhelm Raabe-Brunnen, Prof. Dr. Heinrich Goebel, Hildesheim, gern bereit.

Aufruf zu einem Raabe-Denkmal in Braunschweig.

Wilhelm Raabe ist uns genommen. Ein langes, arbeitsreiches Leben hat einen schönen und friedlichen Abschluß gefunden. Still, wie er gelebt, ist der deutscheste der deutschen Dichter hinübergeschlummert. Dankbarkeit,

Liebe und begeisterte Verehrung aber haben den Schmerz überwunden, der an seinem Sarge stand, und fordern jetzt ihr Recht. Dem Manne, der so unendlich viel gegeben hat aus der Fülle seines tiefen Gemütes und seines weltumfassenden Geistes, möchten sie ein würdiges Denkmal setzen an der Stätte seines langjährigen Schaffens und seines Hinscheidens, in der Stadt Braunschweig.

So wenden sich die Unterzeichneten denn an alle, die ihr Empfinden teilen, mit der Bitte, die zur Erreichung des Zieles erforderlichen Mittel selbst und durch Verbreitung dieses Aufrufes in ihren Kreisen aufbringen zu helfen. Sobald diese Mittel zusammen gekommen sind, werden deutsche Künstler ersucht werden, Entwürfe für das Denkmal vorzulegen, und wird zur Beurteilung dieser Entwürfe und zur Leistung der demnächstigen Ausführung des Denkmals ein Ausschuß in der Stadt Braunschweig bestellt werden.

Rechtsanwalt Dr. Abitz-Schultze, Köln. Gymnasialdirektor Dr. Adler, Salzwedel. Hoftheaterdirektor Leopold Adler, Braunschweig. Professor Dr. Richard Andree, München. Professor Adolf Bartels, Weimar. Regierungsrat Bank, Braunschweig. Schulrat Dr. Jos. Baß, Wien. Oberlehrer Dr. Bauer, Wolfenbüttel. Professor Ernst Bergmann, Braunschweig. Dr. Wilhelm Beumer, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, Düsseldorf. Gymnasialdirektor Dr. Alfred Biese, Neuwied a/Rhein. Victor Blüthgen, Freienwalde a. O. Seminarlehrer Wilhelm Börker, Braunschweig. Baurat Professor Gustav Bohnsack, Braunschweig. Oberschulrat Professor Dr. Wilhelm Brandes, Wolfenbüttel. Pastor Bücking, Braunschweig. Dr. ing. h. c. Heinrich Büßing, Braunschweig. Professor Dr. Oskar Bulle, Generalsekretär der Deutschen

Schillerstiftung, Weimar. Dr. Carl Busse, Niederschönhausen b. Berlin. Professor Herman Corvinus, Braunschweig. Felix Dahn, Breslau. Dr. Düsel, Berlin, Chefredakteur von Westermanns Monatsheften. Professor Richard Elster, Braunschweig. Justizrat Louis Engelbrecht, Braunschweig. Professor Dr. R. Eucken, Jena. Pfarrer Heinrich Falkenberg, Herchen a. d. Sieg. Stadtrat von Frankenberg-Ludwigsdorf, Braunschweig. Direktor Professor Hans Freytag, Nienburg (Weser). Dr. Ludwig Fulda, Charlottenburg. Oberbibliothekar Dr. Karl Geiger, Tübingen. Pastor Gerlich, Braunschweig. Buchhändler Benno Goeritz, Braunschweig. Professor Dr. Paul von Grätzel, Hannover. Oberstleutnant und Regimentskommandeur Havenstein, Wolfenbüttel. Staatsminister Hartwig, Exzellenz, Braunschweig. Dr. Fritz Hartmann, Hannover, Redakteur am Hannov. Courier. Chefredakteur Haubold, Braunschweig. Kommerzienrat Hermann Hauswaldt, Braunschweig. Dr. Ernst Heilborn, Redakteur des literarischen Echo, Berlin. Oberlehrer Dr. Hans Henning, Hamm i. W. Dr. Paul Heyse, München. Senator Hildebrand, Bremen. Professor Heinrich Hoeck, Holzminden. Justizrat Rudolf Huch, Bad Harzburg. Verlagsbuchhändler Dr. Erich Janke, Berlin. Seminarinspektor Friedrich Jeep, Wolfenbüttel. Schriftsteller Paul Keller, Breslau. Professor Dr. Gotthold Klee, Bautzen. Rentner August Kloß, Braunschweig. Professor Dr. Carl Kötschau, Direktor bei den Königlichen Museen, Charlottenburg. Julius Koch, Bremen. Stadtrat Dr. ing. h. c. Konegen, Braunschweig. Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Kosch, Czernowitz. Professor Dr. Hermann Anders Krüger, Herrenhausen. Oberschulrat Dr. Krumbholz, Weimar. Oberamtsrichter Wilhelm Kunze, Salder. Rektor Georg

Lang, Frankfurt a. M. Professor Dr. Robert Lange, Leipzig. Kreisdirektor Langerfeldt, Braunschweig. Zeitungs-Verleger Hermann Lauer, Braunschweig. Direktor Johannes Leitzen, Braunschweig. Kommerzienrat Theodor Litolff, Braunschweig. Professor Georg Lübke, Braunschweig. Stadt-Archivar Professor Dr. Heinrich Mack, Braunschweig. Bankdirektor Mauritz, Braunschweig. Museumsdirektor Professor Dr. P. J. Meier, Braunschweig. Professor Dr. Hans Georg Meyer, Berlin. Bürgerschullehrer Otto Meyer, Braunschweig. Oberbibliothekar Professor Dr. Milchsack, Wolfenbüttel. Professor Dr. J. Minor, Wien. Bürgerschullehrer Fritz Mittendorf, Braunschweig. Schulrat Dr. Müller, Blankenburg a. H. Professor Ernst Müller, Charlottenburg. Verlagsbuchhändler Dr. Müller-Grote, Berlin. Kammerherr Dr. Börries Freiherr von Münchhausen, Sahlis bei Kohren (Sachsen). Dr. Moritz Necker, Wien. Staatsminister Dr. von Otto, Exzellenz, Braunschweig. Georg Freiherr von Ompteda, Dresden. Maler August H. Plinke, Hannover. Bankier Ernst Pusch, Braunschweig. Minister Radkau, Braunschweig. Senator Rassow, Bremen. Schuldirektor Professor Dr. Rehkuh, Braunschweig. Regierungsrat Dr. Reidemeister, Braunschweig. Oberbürgermeister Retemeyer, Braunschweig. Landsyndikus Albert Rhamm, Braunschweig. Heinrich Rippler, Herausgeber der Tägl. Rundschau, Berlin. Dr. Julius Rodenberg, Berlin. Geh. Regierungsrat Professor Dr. Roethe, Berlin. Staatsminister Dr. Rothe, Exzellenz, Weimar. Dr. Hugo Salus, Prag. Professor Dr. August Sauer, Smichow bei Prag. Wilhelm Schaar, Bremen. Frau Frieda Soyaux geb. Schanz, Berlin. Oberamtsrichter Dr. Schilling, Blankenburg a. H. Generalhofintendant

Erich von Schmid-Dankward, Braunschweig. Professor Dr. Anton E. Schönbach, Graz. Baurat Schön, Braunschweig. Staatsrat Dr. Schoenhardt, Generalstaatsanwalt a. D., Stuttgart. Professor Dr. Karl Schüddekopf, Weimar. Professor Otto Schütte, Braunschweig. Professor Dr. Hans Martin Schultz, Braunschweig. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Otto Seeck, Münster i. W. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Dr. Sierke, Braunschweig, Chefredakteur der Braunschweigischen Landeszeitung. Pfarrer Wilhelm Speck, Berlin. Fräulein Dr. Marie Speyer, Freiburg i. d. Schweiz. Dr. Heinrich Spiero, Hamburg-Großborstel. Pfarrer A. Stock, Gr.-Lichterfelde. Professor Dr. Paul Sträter, Magdeburg. Universitäts-Professor Dr. Streitberg, München. Johannes Trojan, Warnemünde. Frau Clara Viebig, Berlin. Geheimer Regierungsrat Theo Wagner, Königsberg. Oberschloßhauptmann Freiherr von Wangenheim, Braunschweig. Oberstabsarzt Dr. Wasserfall, Rendsburg. Schulrat Professor Dr. Alex Wernicke, Braunschweig. Dr. med. Nicolaus William, Moskau. Minister Karl Wolff, Exzellenz, Braunschweig. Hans Paul Freiherr von Wolzogen, Bayreuth. Professor Dr. Theobald Ziegler, Straßburg i. E. Geheimer Archivrat Dr. Paul Zimmermann, Wolfenbüttel.

Zur Entgegennahme von Beiträgen haben sich gütigst bereit erklärt: die Diskonto-Gesellschaft zu Berlin, die Bayrische Hypotheken- und Wechselbank in München, die Württembergische Vereinsbank in Stuttgart, die Braunschweigische Bank und Kreditanstalt A.-G. in Braunschweig.

